WIDENER
HN Q2PC J

Digitized by Google

28020.20

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Neue
Skizze von Wien.

Erstes Heft.

von
J. Pezzl

Wien,
bey J. V. Degen,
Buchdrucker und Buchhändler.
1805.

Digitized by Google

Ans 2 8 320.20
HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV. 7, 1918
BIGOT FUND

Digitized by Google

An die Leser.

Es sind nun ungefähr anderthalb Dutzend Jahre verflossen, seit dem die Skizze von Wien erschien. Die damahlige Lesewelt nahm sie mit Wohlwollen auf; sie wurde bald auch nachgeahmt: es erschien eine Skizze von Grätz, von Linz, von Prag und Leipzig, auch eine Skizze von Hamburg; es erschien etwas später ein Neues Gemählde von Wien, und ein Neuestes Sittengemählde von Wien, deren Anlage und Ton im Ganzen nach jenen der Skizze von Wien gemodelt waren: Umstände, die für den Verfasser des ersten dieser Bücher, wie mich dünkt, nichts Abschreckendes haben.

Seit so vielen Jahren hat sich Wien unter mancherley Gesichtspuncten merkbar verändert: ehemahlige auffallende Züge seiner Physiognomie sind erloschen; neue Schattirungen sind entstanden; manche hervorstechende Charaktere sind verschwunden, ehedem unbemerkte sind an derse-

ben Stelle getreten, und man sagt nichts Neues, wenn man anführt, daß sich Denkart, Sitten, und selbst das Aeußere einer großen Stadt oft eben so sichtbar umwandle, wie sich alle diese Attribute bey einzelnen Menschen abändern.

Wir haben eigene Journale, die uns Schilderungen und Nachrichten von ausländischen Hauptstädten liefern, und sie werden Jahre lang gelesen, obschon man sich oft durch einen Schwall von unbedeutenden Kleinigkeiten und kostbar aufgestutzten Trivialitäten durcharbeiten muß. Was ist die periodische Schrift **London und Paris**, was sind die **französischen** und **englischen Miscellen** anders, als Skizzen jener Städte? — Haben wir nicht ein Gemählde von Rom, von Madrid, von Petersburg? — Finden die Deutschen Interesse genug daran, jene entfernten Plätze genauer kennen zu lernen, so mögen sie ja vielleicht auch ein müßiges Stündchen darauf verwenden, die wichtigste Stadt ihres eigenen Vaterlandes wieder einer Anschauung zu würdigen.

Digitized by Google

I.

Panorama von Wien.

Panorama heißt eine Ueberſicht oder eine Zuſammenſtellung des Ganzen; es muß alſo eine Gegend oder eine Stadt nicht einſeitig, ſondern ganz darſtellen, ſo daß man von dem genommenen Standpuncte nach jeder Weltgegend alles dasjenige erblicke, was Natur oder Kunſt, oder beyde zuſammen auf Ort und Stelle darbiethen. Darum nennt man dieſe Abbildungen auch Rundgemählde.

Engliſche Mahler haben vor ungefähr ſechs Jahren die erſten Panoramen oder Rundgemählde verfertiget, die aus Britannien bald auch auf das feſte Land herüber kamen, und ſo haben wir im Jahre 1801 das Panorama von London geſehen.

Der Standpunct desſelben war vom Giebel der Albion-Mühle *) genommen. Die

*) England hieß in den alten Zeiten Albion.

hervorstechendste Partie war also die allerdings prächtige Albion- oder Blackfriars-Brücke *), mit dem darauf befindlichen Gewimmel von Menschen, Pferden und Wagen; die Themse mit den benachbarten Straßen: jenseits des Stroms die Perspective in die Bridge-Street, bis in den Fleet-Market hinauf; etwas links das schöne Somerset-House; rechts in der Ferne die Kuppel der Paulskirche, das Monument **), der Tower, die London-Brücke, und ein Wald von Masten der im Hafen liegenden Schiffe. — Auf der Themse selbst mancherley Fahrzeuge, und eine Gruppe badender Knaben. — Diesseits des Stroms die breite und gerade St. George's Road, und in derselben eine echt brittische Vorpartie, von einem Pöbelhaufen umringt; die Dordrechter Landkutsche mit sechs Rädern u. s. w. — In der

*) Blackfriars, zu deutsch: Schwarze Mönche, weil in dieser Gegend ehedem ein Augustiner-Kloster gestanden hatte.

**) Eine Säule zum Andenken des großen Brandes in London vom Jahre 1666.

Ferne links, Westmünster und die dortige Brücke u. s. w. — Rückwärts, schlechte, berußte, von Kohlenfeuer dampfende Vorstädte; und in der Entfernung blaue Hügel. .... Das Ganze gab einen lebhaften, und wirklich großen Ueberblick der brittischen Hauptstadt.

Durch den Beyfall aufgemuntert, welchen das Panorama von London erhalten hatte, unternahmen es zwey Künstler in Wien, auch ein Panorama von dieser Hauptstadt aufzustellen. Sie errichteten das dazu nöthige Haus auf einem günstigen Platz im Prater, wo dieses Rundgemählde in den Sommermonathen von 1803 und 1804 zu sehen war.

Jeder Unbefangene, der dieses Panorama ansah, mußte gestehen, daß seine Erwartung weit übertroffen war.... Der Standpunct ist vom Thurme der Augustinerkirche in der Stadt genommen, in einer Höhe von 40 Klaftern. Von der eigentlichen Stadt Wien war, wegen der bekannten Höhe der Häuser und wegen der engen Straßen,

nicht viel anzubringen, ein Stück vom Spitalplatze und dem Stephansplatze ausgenommen; aber der belebteste Theil der Bastey, fast das ganze Glacis, und die Ansicht des großen Zirkels sämmtlicher Vorstädte steht in seiner ganzen überraschenden Völle da. . . . .

Auf der Bastey erblickt man die mancherley Gruppen von Spaziergängern an einem Sommerabende, und dabey die auffallenden Schattirungen der verschiedenen national- militär- und anderen Trachten. . . . . Im Stadtgraben Militär-Posten und Arbeiter mancherley Art. . . . Auf dem Glacis das geschäftige Gewimmel der nach und von den Vorstädten hin und her strömenden Menge von Menschen, Pferden und Wagen, und die dadurch erregten empor steigenden Staubwolken. Hier hat der Künstler auch zwey Bataillons deutscher und ungarischer Grenadiers angebracht, die auf diesem ihrem ordentlichen Exercierplatze geübt werden: das eine ist eben im Feuern begriffen, das andere macht stille Evolutionen, und beyde sind von

einem Haufen von Zuschauern umringt: alles genau nach der Natur.

Außer dem Glacis präsentiren sich die weitläufigen Vorstädte mit ihren zum Theile prächtigen Gebäuden, Kirchen, Gärten u. s. w.

Ueber die Vorstädte hinaus umfaßt das Auge den ganzen Horizont von Wien, welcher ungleich mehr Schönheiten der abwechselnden Natur darbiethet, als die Gegenden rings um die meisten europäischen Hauptstädte. . . . Von Westen kommt die prächtige Donau herunter, welche bey dem Kallenberge in eine Spiegelfläche vereint ist, aber unter demselben sich sogleich in mehrere Arme entfaltet. Dieser Kallenberg macht hier den Stützpunct des sich gegen Süden ziehenden mäßigen Bergrückens, dem man bis nach Baden, und dann weiter in das Inner-Oesterreich folgt. Gegen Osten liegt eine große Ebene, durch welche der Ister nach Ungarn hinein strömt, und an diese schließen sich gegen Norden die mit Waldungen bedeckten Bergketten von Mähren.

Digitized by Google

Dieser Theil des wienerschen Panorama, nähmlich die perspectivische Landschaftsmahlerey, ist um viel besser gearbeitet, als er es bey dem Panorama von London war.

In der That, die Künstler haben getreu ausgeführt, was sie in der Ankündigung ihres Rundgemähldes versprochen hatten, daß man nähmlich auf demselben alles erblicken würde, was auf dem ganzen Horizont interessant ist.

Der Engländer Barton hat die Stadt und Gegend aufgenommen, und die hiesigen Künstler Janscha und Postel haben das Panorama ausgearbeitet, welches in seinem vollen Umfange 2880 Quadratfuß beträgt.

II.

Die Stadt wird zu enge.

Vor ungefähr zwanzig Jahren hatten wir die Eitelkeit, mit den auswärtigen Geographen, Statistikern und Reisebeschreibern weid-

lich zu zanken über die Volksmenge von Wien, und uns recht patriotisch darüber zu ärgern, daß sie dieselbe stets zu klein angaben. .... Jetzt wünschten wir ganz ernstlich, jene Volkszähler möchten Recht haben, daß Wien nur ein paar Mahl hunderttausend Einwohner habe: gern wollten wir so um ein 80,000 Menschen weniger hier haben, denn die Stadt wird allenthalben zu enge.

Das Nachsuchen um Wohnungen, und die Klage, daß man keine finde, selbst um theures Geld keine finde, besonders in der Stadt, ist unaufhörlich und allgemein. Sogar vermögende Leute müssen aus der Stadt in die Vorstädte ziehen; und schon seit einigen Jahren war die Polizey bey den Auszieh ungs-Terminen (welche hier vierzehn Tage nach Georg- und Michaels-Tag sind) einige Mahle in nicht geringer Verlegenheit, einige hundert Familien der ärmeren Classe, selbst in den weitläufigen Vorstädten, unter Dach zu bringen. Man hat schon zu wiederhohlten Mahlen solche Leute in Gänge und Nebengebäude von Klöstern einquartiert. An-

dere haben sich in den geräumigen Höfen von Fabrikgebäuden und Wirthshäusern hölzerne Baraken zusammen genagelt, sich mit Kind und Kegel hinein gesiedelt, und Monathe lang in denselben gehauset.

Um diesem Mangel an Wohnungen abzuhelfen, und um sein Geld auf gute und sichere Zinsen anzulegen, wird denn auch an allen Orten und Enden wieder gebaut, besonders seit dem Ende des letzten Krieges. In der Stadt, wo kein leeres Plätzchen für ein Haus weiter ist, setzt man neue Stockwerke auf die alten Häuser; reißt kleine und niedrige zusammen, und baut neue, höhere und besser zu benutzende auf ihre Stelle. In den Vorstädten werden theils die an die Linien gränzenden leeren Plätze bebaut, theils werden an die Stelle von Gärten, Scheunen und Ställen hübsche wohnbare Häuser aufgeführt.

Man vergleiche: im Jahre 1786 hatte Wien 5723 Häuser; im Jahre 1796 hatte es schon 6575. Von diesem Jahre an bis 1800 wurde zwar beynahe nichts gebaut;

aber seit drey Jahren ist der Baugeist in doppeltem Maße in die Capitalisten gefahren, und die gesammte Häuserzahl beträgt jetzt sicher schon etwas über 7000.

Diese Wuth zu bauen hat natürlicher Weise den Lohn der Arbeitsleute und den Preis der Baumaterialien auffallend erhöht: der ehemahlige Tagelohn des Tagelöhners ist von 17 Kreuzern auf 36, und der eines Maurers von 34 auf 1 Fl. 12 Kr. gestiegen. Die Bauziegel, wovon das Tausend vor sechs Jahren noch 7 bis 8 Fl. kostete, kommen jetzt auf 22 Fl., obschon man eine Menge von Ziegelbrennereyen in der ganzen Gegend von Wien angelegt, Steinbrüche bey Burkersdorf, Dornbach, Mauer, theils neu eröffnet, theils gedoppelt benützt hat, und Bausteine und Ziegel häufig aus Ober-Oesterreich herunter führt, wovon 1000 der letztern ganz neuerlich 30 Fl. kosten..... Man höre ein Beyspiel von diesen steigenden Preisen: das große neue Haus in der Wollzeile wurde im Jahre 1797 gekauft; es mußte seiner Baufälligkeit wegen ganz neu

aufgeführt werden; der Käufer läßt den Ueberschlag und die Berechnung aller nöthigen Artikel machen, aber andere Unternehmungen verhindern ihn, den Bau sogleich anzufangen. Das alte Haus bleibt noch drey Jahre stehen; jetzt beginnt man den Bau, und nun, drey Jahre später, kosten bloß die Ziegelsteine 27000 Fl. mehr als zur Zeit da der Ueberschlag gemacht wurde.

Die Stadt wird auch noch in anderem Betrachte zu enge: nebst den vielen schmalen Gassen, worin man neben den häufigen Wagen oft in Gefahr kommt, Arme und Beine zu verlieren, sind besonders die wenigen und engen Stadtthore in keinem Verhältnisse mehr mit der stets aus- und einströmenden Volksmenge. An jedem Vormittage, besonders aber an den Tagen der Wochenmärkte, ist das Gedränge am Körnerthore, Burgthore, Schottenthore und Stubenthore äußerst lästig und gefährlich; Fuhrwerke aller Art häufen sich daselbst so sehr zusammen, daß man oft zu halben und drey Viertelstunden harren muß, ehe man durch

Digitized by Google

das Thor kommt, nebst dem, daß noch mancherley Unglück mit Niederfahren der Menschen, Umwerfen der Wagen, Beschädigung der Pferde u. s. w. geschieht.

Diese Umstände haben endlich die Regierung bewogen, ein nicht weit vom Körnerthore befindliches ehemahliges Thor wieder aufbrechen zu lassen, und es so wohl für Fuhrwerke als Fußgänger wandelbar zu machen, mit der guten Einrichtung, daß vom 15ten October 1802 das alte Körnerthor bloß für die hinaus Fahrenden, das neue Franzthor *) aber bloß für die herein Kommenden bestimmt ist: welches also hier dem gefährlichen Gedränge glücklich abhilft.

Aehnliche neue Thore wären wenigstens noch ein paar, neben dem Burgthore und Stubenthore, zu wünschen.

Allein wie viele thorähnliche enge Passagen sind in der Stadt selbst, denen wahrscheinlich noch lange nicht wird abgeholfen

*) Es hat die ganz einfache Aufschrift: Franciscus II. 1802.

werden. Man erschrickt, wenn man bedenkt und sieht, daß sich gerade in den besuchtesten Gegenden dieser menschenvollen Residenz fünf Defileen von Häusern befinden, deren jedes nicht mehr als sieben Schritte breit ist, und durch deren jedes alltäglich bey fünf bis sechs hundert Wagen, auch häufig zwey gegen einander fahren, und neben denen noch dreyßig tausend Menschen zu Fuß durchschleichen müssen! Diese Häuser-Defileen sind am oberen und unteren Ende des Grabens, zwischen dem hohen Markte und Lichtensteg, beym Heidenschuß, und die nach dem so sehr besuchten Prater führende lange Häuserschlucht vom Haarmarkte bis zum rothen Thurme. . . . Hier darf man in Wahrheit sagen: Der hat im Kanonenfeuer gewandelt, welcher einen ganzen Tag durch die engen Stätten Wiens gewandert, und ohne Wunde und Quetschung entwischt ist.

Ehedem durften die so genannten Zeiselwagen, wie auch die beladenen und leeren Bauerwagen, welche nicht in der Stadt selbst etwas abzuladen hatten, nicht zu den

Thoren herein und durch die Stadt fahren, sondern mußten außerhalb der Stadt über das Glacis nach ihren Verkaufsplätzen gehen, und leer denselben Weg zu den Linien hinaus nehmen. Seit einigen Jahren sieht man so wohl die Zeiselwagen durch die Stadt fahren, als besonders auch die leeren Bauerwagen, die oft in langen Reihen ganze Gassen gegen die Thore hin füllen, und das Gedränge und die Verwirrung unnöthiger Weise noch vermehren helfen: ein Umstand, von dem zu wünschen wäre, daß er neuerdings abgestellt würde.

III.

Statue Josephs II.

Endlich erhält Wien einmahl auch ein seculares Monument, auf dem niedlichsten seiner kleineren Plätze, nachdem man seit zwey Jahrhunderten die größeren mit heiligen Bildergruppen besetzt hat, wobey die Absicht oh-

Digitized by Google

ne Zweifel gut war, welche aber unstreitig eher in eine Kirche als auf öffentliche Plätze gehören.

Kaiser Franz II. läßt seinem erhabenen, seinem unvergeßlichen Oheim ein würdiges Denkmahl setzen. Es kommt auf den Platz zu stehen, der schon den geliebten Nahmen desselben führt. Dieses Werk ist seit mehreren Jahren in der Arbeit, und nun schon so weit gediehen, daß es binnen zwey Jahren vollendet dastehen wird.

Im Mittelpuncte des Josephsplatzes ist der Grund zu diesem Monumente gelegt. Drey Stufen führen zum eigentlichen Fußgestelle, welches, so wie die Stufen auch, von grauem Granite ist, so fest, daß er bey jedem Meißelschlage Funken sprüht, und so fein geschliffen, daß man sich darin besehen kann. Dieser Stein kommt aus einem Bruche dicht an der Donau, bey Matthausen in Oberoesterreich. Das Fußgestell ist ein länglichtes Viereck. Auf diesem steht die Statue Joseph II. zu Pferde, im römischen Costüme, das Haupt mit einem Lorberkranze um-

wunden, mit der linken Hand die Zügel des Pferdes haltend, die rechte in der Stellung des Herrschers frey und gerade vor sich hin ausgestreckt. Das Angesicht ist gegen das Friesische Haus gekehrt, damit man von beyden Seiten des Einganges zu dem Platze das Gebilde im Profil erblicke.

Das Ganze zusammen ist von der Erde an ungefähr sechs und dreyßig Fuß hoch; das Pferd und die Statue ungefähr achtzehn Fuß; beyde von feinem Bronze, das an Gewicht ungefähr vierhundert Zentner beträgt.

Der Guß der Statue geschah im Jahre 1801, der Guß des Pferdes im Jahre 1803; beyde sind vollkommen ohne Fehler und Makel ausgefallen, und die Statue hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem Originale.

An die Vorderseite und Rückseite des Fußgestelles kommt eine Inschrift in lateinischer Sprache. Es war hierzu die von Denis verfertigte Inschrift bestimmt, welche man an dem im Park von Larenburg stehenden Modelle dieses Monumentes liest: Divo Josepho II. Rom. Imp. Principi in suo-

rum animis immortali. Franciscus II. Rom. Imp. ex fratre nepos, alteri parenti posuit. Man ist aber davon abgegangen, und hat eine andere Inscription für dieses Denkmahl bestimmt.

Die beyden Nebenseiten des Fußgestelles werden mit Basreliefs, ebenfalls aus Bronze, geschmückt, wovon die Figuren etwas über Lebensgröße haben; sie zeigen in symbolischen Gruppen die beyden großen Wohlthaten Josephs für seinen Staat: die Beförderung des Ackerbaues und des Handels.

An den vier Enden der Granit-Stufen kommen vier runde Pilaster zu stehen, auf deren jedem vier Abbildungen, in erhobener Arbeit, von jenen Denkmünzen sind, welche während der Regierung Josephs auf die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Zeit geschlagen wurden, und die also gleichsam einen chronologischen Abriß jener Epoche darstellen.

— — — — — — — —

So werden wir im Bild den deutschen Titus sehen,

Den Vater seines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürsten, der im ungeborgten Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, streng und mild
Den unermeßnen Kreis der Königspflicht erfüllte;
Als Mann des Staats nur immer für das Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniete, heldenmüthig mitten
Durch den Gespensterwald, von keinem Widerstand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geschreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbarn Schritten,
Die Fackel der Vernunft in seiner festen Hand,
Sein großes Ziel verfolgt', von jedem Eisenband,
Das Geist und Leiber drückt, die Menschen zu befreyen,
Und — was selbst Marc-Aurel kaum einen Augenblick

Dem Erdkreis einst gezeigt — im allgemeinen
Glück
Asträens Alter zu erneuen *).

Wieland.

IV.

Der Josephsplatz.

Ich habe einst den Vorschlag gethan, auf die Mitte des Josephsplatzes ein von einem Baumzirkel umschattetes Zelt zur Ergetzung des Publicums zu setzen. Dieser Platz hat nun eine viel schönere Bestimmung erhalten, wie man aus dem vorstehenden Abschnitte ersehen hat. Desto besser!

Wenn es dem Josephsplatze nicht an Re-

*) Nach dem Englischen der Mistress Knight. In des Freyherrn Joseph von Retzer Choice of the best pieces of the most eminent English Poets 6 Vol. 1784 wurden die englischen Verse aus der Handschrift der Verfasserinn zuerst abgedruckt.

Digitized by Google

gelmäßigkeit fehlte, so wäre er der hübscheste in Wien; allein die über ihn laufende Straße durchschneidet ihn nach einer schiefen Richtung von Osten nach Westen, und die Ostseite ist ungefähr um dreyßig Fuß kürzer als die Westseite, ein Mißverhältniß, dem nun nicht mehr abzuhelfen ist.

Ich stelle mir in meiner Phantasie vor, die Statue Josephs II. stehe schon auf diesem Platze. Ich trete hin, und zolle ungeheuchelt meine dankbare Ehrerbiethung dem großen Imperator, der in seinem Staate so viel Gutes und Großes that..... Dabey vergesse ich des Künstlers nicht, den bloß sein natürliches Genie zum Bildner so erhabener Monumente schuf. Wie weiland der bekannte Duval bey seiner Kämmerherde zum Astronomen und Naturkundiger ward, eben so wurde Zauner auf einer einsamen Tyroler-Alpe, bey der Ziegenherde seines Vaters, aus innerem Triebe zum Bildhauer. Mit seinem ärmlichen Taschenmesser schnitzte er die erste hölzerne Puppe! — Von dieser Puppe bis zum marmornen Grabmahle Kaiser Leopolds II.

und nun bis zur kolossalen Statue Josephs II. aus Bronze; welch ein Raum, den dieser wackere Sohn der Kunst durchlaufen hat!

Wenn man die Geschichte mehrerer ähnlicher Monumente in Frankreich, England, Rußland u. s. w. weiß, wie dort das vereinte Studium und die vereinte Arbeit verschiedener Männer zusammen wirkte, um ein solches Werk auszuführen: so erstaunt man mit Recht, wie hier ein einziger Künstler, und der bisher beynahe alles bloß in Marmor gearbeitet hatte, vom ersten Aufrisse auf einem Blatte Papier bis zum Feuergusse des metallenen Kolosses, und von dort wieder bis zur Aufstellung auf dem öffentlichen Platze, alles Artistische und Mechanische dabey ganz allein entworfen und ausgeführt hat; und dieser Künstler ist Joseph Zauner, Professor der Bildhauerkunst an der hiesigen Akademie der bildenden Künste, ein geborner Tyroler.

Nachdem ich dem Patriotismus und der

Kunst gehuldiget habe, sey es mir erlaubt, mich meinen gewöhnlichen Grillen zu überlassen, wovon mir die Umgebungen des Josephsplatzes höchst abstechende über das Thun und Treiben der Menschen hiernieden an die Hand geben: auf diesem Platze stehend habe ich gerade vor mir die kaiserliche Bibliothek; links, das zoologisch-mechanische Cabinet; rechts, unten die Reitschule, oben die Redoutensäle; rücklings die Friesische Wechselstube. . . . . Welche Freude hat man in der ersten über eine neu entdeckte classische Variante, über einen gedruckten Papierfleck aus den Zeiten Fausts und Schäffers, über eine Editio princeps oder einen liber rarissimus, das aber kein Mensch lesen mag! — Für welchen Gewinst achtet man im zweyten die Acquisition eines mangelnden Kolibri, einer neu entdeckten Schlangen- oder Affenart! — Rechts unten wie jubilirt der junge Cavalier, daß heute sein Schimmel zum ersten Mahle nach der Regel traversirt! . . . Ein Stockwerk höher, welch ein Triumph für die alternde Kokette ist während einer Ball-

nacht die ephemerische Eroberung eines renomirten Adonis! — In der vierten endlich, mit welchem Falkenblicke folgt man den Symptomen des öffentlichen Credits, den Oscillationen des Geldcurses! mit welcher archimedischer Unermüdlichkeit berechnet man $\frac{1}{2}\frac{1}{0}$, $\frac{1}{3}\frac{1}{0}$, $\frac{1}{4}\frac{1}{0}$ u. s. w. Procent, wie fleißig trägt man zu Buch den Zins vom Zinse der Zinsen!

Da möchte nun freylich manch grämlicher Stoiker aufrufen:

O curas hominum! O quantum est in rebus inane!

Allein, dieß alles ist nöthig, um die Maschine der cultivirten Welt in ihrem Gange zu erhalten.

V.

Unerhörte Theuerung.

Wien hatte ehedem den gegründeten Ruf, daß man hier wohlfeiler lebe als in jeder anderen europäischen Hauptstadt vom ersten

Digitized by Google

Range, ja sogar wohfeiler als in mancher von der zweyten und dritten Größe. Dieser Satz blieb noch immer wahr, obschon in den Jahren 1788 und 1789, und dann 1798 und 1799 viele Lebensbedürfnisse um ein Merkliches in ihrem Werthe stiegen.

Allein seit dem Herbste 1801 sind die Preise aller und jeder Gegenstände, die zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, auf eine solche Stufe von Uebertheuerung hinauf geschnellt worden, daß man sie für Wien mit Recht unerhört nennen kann. Im Vergleiche mit der guten alten Zeit ist es jetzt beynahe, als ob wir in einer belagerten Stadt lebten.

Die Ursachen dieses Zustandes der Dinge sind vielfältig: theils wahr, theils scheinbar, theils zufällig, theils erkünstelt. . . . . Genug, schon in den letzten Monathen des Jahres 1801 fing diese Plage ganz plötzlich an, und ist seitdem immer ärger geworden.

Im Jahre 1802 bewies sich noch obendrein die so genannte Alma mater rerum, die Natur als eine wahre Stiefmutter für

die Gegend von Wien und eine große Strecke der benachbarten Provinzen: eine Sommerhitze und Dürre von undenklich anhaltender Strenge und Dauer, welche Brunnen und Bäche austrocknete, den Wachsthum der Feldfrüchte erstickte, das Mark der Reben verbrannte, die Wiesen versengte, daß sie wie tatarische Steppen aussahen, und des Futters so wenig gaben, daß die Landleute Vieh aller Gattungen abschlachten mußten.

Das Jahr 1803, gerade das Gegenstück vom vorigen, mit durchaus regnerischem Sommer, und sehr früher Herbstkälte, war doch noch mittelmäßig ergiebig; allein die Verkäufer waren nun schon an höhere Preise gewöhnt; es mischte sich auch sichtbarlich Wucher in die Sache, und statt daß eine gehoffte Wohlfeilheit erfolgen sollte, geschah das Gegentheil. Bey den Verkäufern aller Art bewährt sich die alte Regel: l'appétit vient en mangeant *); je theurer

*) Je mehr man ißt, desto mehr bekömmt man Appetit.

sie in einem Jahre verkaufen, um noch so viel theurer wollen sie in dem folgenden verkaufen.

Es thut den heran wachsenden jungen Wienern vielleicht wehe, wenn ich ihnen sage, wie wohlfeil im Vergleich mit jetzt wir zum Beyspiel noch vor siebzehn Jahren lebten; allein die Sache spricht von selbst, und eine kurze Zusammenstellung der Preise setzt sie in das unwidersprechlichste Licht.

Es kostete im Jahr 1787.			Im Jahr 1804.		
	fl.	kr.		fl.	kr.
Weitzen (d. Mtz.)	2	6.	—	5	6.
bis	2	30.	bis	7	18.
Korn	1	18.	—	4	—
bis	1	24.	bis	5	—
Gerste	1	6.	—	3	—
bis	1	15.	bis	3	18.
Hafer	—	54.	—	2	—
bis	1	4.	bis	2	36.
Stroh (d. Bd.)	—	6.	—	—	16.
Heu (der Zent.)	—	45.	—	1	36.
Mundmehl (d. M.)	51	—	—	140	—
Semmelmehl	36	—	—	125	—
Pollmehl	30	—	—	86	—

Digitized by Google

Es kostete im Jahr 1787.			Im Jahr 1804.		
	fl.	kr.		fl.	kr.
Rockmehl	31	—	—	80	—
Holz (hartes)	9	—	—	15	—
— (weiches)	5	—	—	9	—
Rindfleisch (d. Pf.)	—	6	—	—	11.
Kalbfleisch	—	7.	—	—	15.
Schweinfleisch	—	7.	—	—	20.
Kaffeh (d. Pf.)	—	40.	—	2	12.
bis	—	45.	—	2	24.
Zucker	—	36.	—	1	30.
bis	—	42.	bis	2	—
Butter	—	17.	—	—	48.
Schmalz	—	20.	—	—	34.
Seife	—	12.	—	—	27.
Wachskerzen	1	3.	—	1	48.
Unschlittkerzen	—	16.	—	—	30.
Ein Fasan	1	—	—	3	—
Ein p. junge Hühn.	—	20.	—	—	48.
Eine Aente	—	25.	—	1	6.
Wein (österreicher) die Maß	—	8.	—	—	24.
bis	—	36.	bis	1	40.

Sobald die ersten Lebensbedürfnisse stei-

gen, muß alles übrige nachfolgen. Der Tagelöhner, der Handwerkspursche, der Professionist, der Fabrikant und folglich auch der Kaufmann, alles setzt seine Preise höher an. Der Holzhacker in Wien verdient sich dermahlen in Zeit von sechs Stunden Einen Gulden, statt der acht Groschen, die noch vor wenigen Jahren seine gewöhnliche Taxe waren.

Diese allgemeine Uebertheuerung hat auch allgemeine schlimme Folgen: die alten Stiftungen der Wohlthätigkeit, welche zur Zeit ihrer Entstehung reichlich dotirt waren, können nun kaum mehr bestehen, ohne durch neue Zuschüsse unterstützt zu werden. So mußte man im allgemeinen Krankenhause die ehemahlige Tages-Taxe von 30 kr. auf 40 kr. und von 1 fl. auf 1 fl. 30 kr. erhöhen. So hat die Landesregierung vor kurzem sogar den Candidaten der Piaristen, der Barmherzigen Brüder, der Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen ꝛc. durch ein öffentliches Patent *) erlaubt, statt der unter Maria The-

*) Publicirt im Julius 1804.

resia bestimmten 1500 fl. jetzt 3000 fl. Mitgabe in das Kloster zu bringen „weil (wie das Patent sagt) alle Lebensmittel so theuer sind.“

Sogar die Inhaber der Theater haben aus dem öffentlich eingestandenen Beweggrunde der großen Theuerung aller Waaren die Eintrittspreise in ihre komischen Tempel erhöht! — Und die Beamten, die Pensionisten, die kleinen Rentiers! Wie ist diesen zu helfen, da ihr Einkommen vielleicht seit 10, 15, 20 Jahren stets das nähmliche ist und bleibt, die Preise der Dinge mögen steigen, so viel sie wollen?

Heut zu Tage ist es eine unumstößliche Regel: wer bloß kauft, ist unwiederbringlich gedrückt; wer aber auch verkauft, der erhöht in eben dem Verhältnisse seine Waare, wie der Landmann seine Producte, und ist somit geborgen.

Woher kommt denn aber diese allgemeine Uebertheuerung? . . . . Dieß ist eine Frage, die man täglich hört.

Zwey Ursachen sind ziemlich klar und

sichtbar; die eine ist, weil die Landleute durch den langwierigen Krieg und andere Umstände so wohlhabend geworden sind, daß sie gegenwärtig einen Theil jener Erzeugnisse, die sie ehedem fleißig zu Markte trugen, selbst in Freuden verzehren, als da sind Geflügel, Eyer, Kälber, Schweine, Obst ꝛc. und auch mit dem Getreide und dem Wein keineswegs zum Verkauf eilen, sondern sachte abwarten, bis die Preise davon auf einer ihnen beliebigen Höhe stehen.

Die zweyte ist, weil jene beträchtliche Zahl von Capitalisten, die sich während des Krieges mit dem einträglichen Agiotiren, mit segenvollen Lieferungen ꝛc. abgaben, jetzt ihre schweren Geldmassen mitunter zum Vorkauf (accaparement) von Lebensmitteln verwenden. So weiß man, daß z. B. ein Herr *** von Zeit zu Zeit alle Weine auf einer Strecke von sechs Quadratmeilen zusammen kauft, sie in seine Keller führt, und damit wartet bis der dadurch entstandene Mangel den Preis hübsch in die Höhe treibt. — So haben wir schon erfahren, daß ein

Herr **** in einer beträchtlichen Strecke von Ungern und Kroatien alle Eyer zusammen kaufen ließ. Solchen Menschenfreunden haben wir es vermuthlich zu verdanken, daß vor nicht langer Zeit ein Ey sieben und zehn Kreuzer, und eine Woche lang gar siebzehn Kreuzer kostete.

Die übrigen Ursachen werden die Schriftgelehrten im Finanzfache wissen.

VI.

Quartier-Wucher.

Es gab schon von jeher einen Geldwucher, einen Kornwucher, einen Holzwucher ꝛc. in Wien so wie in jeder großen Stadt; in unseren neuesten Zeiten aber haben wir noch einen neuen Zweig der Wucherey erlebt: den Quartierwucher.

Die allgemein bekannten Ursachen hatten schon seit mehreren Jahren einigen Mangel an Arbeitern, sowohl auf dem Lande als

in den Stuben der Handwerksleute in der Stadt verursachet: dieß erhöhte die Preise des Arbeitslohns, folglich auch der Lebensmittel, und in etwas auch der Wohnungen.

Mit dem Jahre 1794 hauptsächlich, und in den darauf folgenden, kam eine Menge von Emigranten aus Frankreich, aus den Niederlanden, aus Holland, aus Pohlen und dem westlichen Deutschland, auch aus Italien und aus der Schweiz nach Wien. Da sie größten Theils aus glänzenden und reichen Familien waren, so bezahlten sie ohne viele Schwierigkeiten die ersten Forderungen von Miethpreisen. Das machte den Hausbesitzern neue Lust, ihre Wohnungen je mehr und mehr im Preise zu erhöhen. Indessen war die Sache bis dahin noch leidlich.

Nun kam ein neuer Umstand: der Hof hatte in den ersten Jahren des französischen Krieges gar keine außerordentliche Auflage gemacht. In der Folge nahm er zwar von seinen eigenen Beamten eine Kriegssteuer, von den Häusernbesitzern aber forderte er bloß als Darlehn die Hälfte dessen, was

jedes Haus an ordentlicher Steuer gewöhnlich bezahlt *), und für dieses Darlehn stellte er ordentliche Hofkammer-Obligationen zu 4 pCt. aus, welche die Empfänger nach Belieben behalten oder verkaufen konnten. Zu Ende des Jahrs 1799 wurde aber die Kriegssteuer in eine Classensteuer verwandelt, und von nun an mußten die Hausbesitzer nicht mehr ein Darlehn sondern ebenfalls eine Steuer im Verhältniß ihres Hausertrags bezahlen.

Das war eine Bombe unter die Hausherren geworfen. Wie! ich soll eine neue Steuer bezahlen? sprachen sie allenthalben laut und ungescheut: das müssen mir meine Einwohner ersetzen! . . . . Sogleich legten sie — mit einigen wenigen sehr ehrenvollen Ausnahmen — die Summe der ihnen abgeforderten Classensteuer allgemein auf ihre

*) Die ordentliche Steuer in Wien ist: in der Stadt der sechste Theil des ganzen Hausertrages, und seit Aufhebung der Trankssteuer von diesem Sechstel wieder das Siebentel; in den Vorstädten der siebente Theil des Hausertrages.

Miethsleute, die also nebst ihrer eigenen auch noch die Steuer ihrer Hausherren bezahlen müssen.

Da die meisten Beamten und viele Gewerbsleute ihrer Geschäfte wegen in der Stadt zu wohnen gezwungen sind, so ließen sie sich diese neue Steigerung aus Noth gefallen; andere waren schon seit vielen Jahren an ihre Wohnungen gewöhnt; noch andere hatten sie mit beträchtlichen Kosten nach ihrem Geschmacke eingerichtet, und wollten sie nun nicht plötzlich verlassen. Alle diese mußten sich also die erhöhten Preise ebenfalls gefallen lassen.

Diese Nachgiebigkeit gab den Hausherren neuen Muth; sie steigerten nun von halbjahr zu halbjahr. Der stets so wachsende Miethpreis nöthigte nun viele Hausväter aus der Mittelclasse und den unteren Ständen, die Stadt endlich doch zu verlassen; und sich in die Vorstädte zu flüchten. Somit entstand plötzlich auch daselbst häufige Nachfrage um Quartiere, und jetzt ahmten die Hausherren in den Vorstädten ihre Collegen

in der Stadt so getreulich nach, daß die Wohnungen am Glacis und in den Hauptstraßen der Leopoldstadt, der Jägerzeile, der Landstraße, der Wieden, zu Mariahülf und in der Josephstadt nicht viel geringer im Preise stehen als in der Stadt selbst.

So stiegen die alten Häuser. In den neugebäuten oder reparirten, machten die erhöhten Preise der Baumaterialien, des Arbeitslohnes ꝛc. gleich hohe Preise.

Nicht genug! Es gab industriöse Leute, welche drey und vier ganze Häuser, oder zehn und zwölf große Wohnungen in verschiedenen Theilen der Stadt mietheten, und sie parthienweise um doppelte Preise hauptsächlich an reiche Fremde vermietheten, daß endlich die Regierung ins Mittel treten, und durch geschärfte Befehle diesen Unfug abstellen mußte.

Andere schmutzige Speculanten schleichen allenthalben in den Häusern herum, betrachten die Wohnungen, forschen die Miethpreise aus, machen ihre Ueberschläge, um wie viel man noch jeden erhöhen könne, kau-

sen plötzlich ein Haus, steigern sogleich alle Einwohner um ein Viertheil, Drittheil, auch wohl um die Hälfte, und verkaufen in einem Jahre das nähmliche Haus wieder um einen so viel höheren Preis, als die neuen Steigerungen im Ganzen abwerfen.

Noch vor zwölf Jahren war es in Wien Regel, daß jedes Stück eines Quartiers im zweyten, dritten, auch wohl vierten Stockwerke jährlich 50 fl. koste, im ersten etwas mehr, im fünften etwas weniger, also eine Wohnung von drey Zimmern und Küche jährlich 200 fl. Jetzt kostet jedes Stück wenigstens 130 fl. — Von einem halben Jahre zum andern um 30, 50, 70, auch 100 fl. gesteigert zu werden, ist nun schon etwas gewöhnliches; auch sind der Beyspiele nicht wenige, daß in eben diesem kurzen Zeitraume Leute um 500, 700, um 1000, 1200, und bis um 1500 fl. höher taxirt wurden.

Ist dieß nicht Quartierwucher? die Klagen über diese grausame Uebertheuerung der Wohnungen sind eben so allgemein als gerecht. Bald wird niemand mehr in der Stadt

wohnen können, der nicht wenigstens 2000 fl. jährlicher Einkünfte hat.

Es sind bereits mehrere Vorschläge über diese Sache gethan worden; allein es wird am Ende wohl nur Ein Mittel übrig seyn: kein Mensch ist in Abrede, daß Gesetze gegen den Wucher gerecht und nothwendig seyen. Man wende nicht ein, daß der Hausbesitzer mit seinem Eigenthum ganz nach Willkür müsse schalten dürfen. — Geld ist auch ein Eigenthum, und doch bestehen in allen wohlgeordneten Staaten Wuchergesetze, welche die Benützung desselben nach billigen Procenten bestimmen. — Das nach Wien geführte Holz, Mehl, Fleisch, Unschlitt, Fische ꝛc. sind auch ein Eigenthum desjenigen, der es auf den Markt bringt, und doch unterliegen sie einer gesetzlichen Taxe.

Warum sollen die Wohnungen nach keiner Taxe bestimmt werden können, da nach der Nahrung die Wohnung das unentbehrlichste Bedürfniß des in Gesellschaft lebenden Menschen ist?

Der Hausbesitzer soll seine Classensteuer

dem Staate eben so aus eigenem Ersparniß zum Opfer bringen, wie es der Beamte und der geringe Mann thun muß, der keine Miethsleute auszuschälen hat.

Man mache nicht den schnöden Einwurf, daß die erhöhten Miethpreise dem Staate auch mehr an Steuern eintragen: ich denke, der Staat ist zu großmüthig, als daß er von der Quaal seiner häuserlosen Bürger Vortheile ziehen wolle.

VII.

Abnahme der Geselligkeit.

Wien war unstreitig am geselligsten in dem Zeitraum von 1781 bis 1787. Der Ton war heiter, offen, und von der herzlichsten Unbefangenheit. Es war wohlfeile Zeit. Man lebte in tiefem Frieden. Es herrschte Ueberfluß an barem Gelde. Jedermann suchte zu genießen und sich angenehme Tage zu machen, eine Sache, wozu

Volks-Souverainität gar sehr unerwartete Wendung der Dinge in Frankreich hat nun wohl auch die politischen Fantasten in Deutschland gar jämmerlich beschämt, und größten Theils bekehrt. Trotz diesem Umschwung der Dinge aber ist im Ganzen noch immer ein merkbarer Grad von ungeselliger Kälte zurück geblieben, welche die kurze Periode des Friedens erst einiger Maßen aufzuthauen angefangen hat.

Der Wiener von 1804 ist gegen den Wiener von 1784 im Puncte der Geselligkeit kaum mehr zu erkennen.

VIII.

Tabaksdosen und Tabakspfeifen.

Die Kaiser, Könige, Fürsten, und die regierenden Herren und Frauen in Europa überhaupt, verschenken als Zeichen ihrer Gnade und Zufriedenheit, an eigene und fremde Minister, an Generale, und sonsti-

ge verdiente Personen gewöhnlich goldene Tabaksdosen mit Brillianten, mit Perlen, mit Porträt oder Nahmenszug verziert.

Es ist natürlich, daß man solche Zeichen höchster Gnade bey Gelegenheit sichtbar mache. Wer schon Tabak schnupft, füllt die neue Dose damit; wer noch keinen geschnupft hat, füllt sie jetzt zum ersten Mahle, denn leer kann man sie doch nicht präsentiren.

Nun ist aber der Tabak allenthalben ein Regale: somit ist sein Absatz auf immer gesichert, denn jedes solches Dosengeschenk macht ihm neue Proselyten.

Eine Prise Tabak von einem Minister oder Präsidenten — mit dieser oder jener Miene genommen — ist bekanntlich oft von sehr entscheidender Bedeutung, und Herr Rabener weiland hat eine scharfsinnige Abhandlung über die Diagnosis der verschiedenen Arten die Dose zu reiben, zu drehen, zu schütteln, zu beklopfen ꝛc. geschrieben.

Schon im siebzehnten Jahrhunderte war der Gebrauch des Tabaks in Oesterreich so beträchtlich, daß es der Mühe lohnte, im

Jahr 1670 eine eigene Tabakspachtung einzuführen, und hundert Jahre später, 1770 zog der Hof schon jährlich 129,000 Gulden an Tabakgefällen.

Tabak zu schnupfen ist, und war von jeher auch in der feinsten Gesellschaft als eine nicht unanständige Sache gelitten.

Aber das Tabakrauchen! . . . . Noch vor zwanzig Jahren war es in Wien mit dem Anathema der ganzen feineren Welt belegt. Es gehörte bloß unter die Genüsse der Stallknechte, Soldaten, Kutscher, Karrenschieber, und der hier lebenden Orientaler, als da sind Raizen, Griechen und Türken. Allmählig brachten es Kaufmannsdiener und Reisende aus dem nördlichen Deutschland und dem nördlichen Europa einigen jungen Wienern bey, welche sich aber nach weggelegter Tabakspfeife sorgfältig Hände und Mund waschen, und ihre Kleider wechselten, ehe sie Abends in ein Schauspielhaus oder in ordentliche Gesellschaft gingen.

Diese Zeit ist vorbey. Seit sechs bis sieben Jahren raucht alles Tabak, vom Lackayen

bis zum Grafen, vom Ladenjungen bis zum Banquier, vom Practicanten bis zum Referenten. Schulknaben laufen mit der Pfeife im Munde in's Collegium, und der elegante Schneidergeselle führt seine Schöne im Fiacker rauchend nach Nußdorf.

So wie ehemahls nur ein paar Kaffehhäuser in den Vorstädten waren, wo man Tabak rauchte, und die eben deßwegen von niemand Rechtlichem besucht wurden: so würde jetzt keines mehr besucht, wo man nicht rauchen dürfte; darum ist in jedem derselben wenigstens Ein Rauchzimmer, und in vielen wandelt man durch alle Zimmer gänzlich in Rauchwolken, wie in einer Wachstube.

Das Consumo des Rauchtabaks, welches sich in Wien ehemahls zum Consumo des Schnupftabaks wie zwey zu acht und vierzig verhielt, verhält sich jetzt wie acht und vierzig zu funfzig . . . . und wohl bekomm's der Tabak-Regie!

Die Schicksale des Tabaks sind wirklich ein seltsames Stück aus der Geschichte der

menschlichen Launen und Gewohnheiten. Zur Erbauung der Schnupfer und Raucher mögen sie hier im gedrängten Abriß stehen.

Im Jahre 1492 bemerkten die Spanier, gleich bey ihrer ersten Ankunft auf Cuba, bey den Einwohnern das Tabakrauchen, und nannten das Kraut schon damahls Tabako. — Um das Jahr 1565 zogen schon verschiedene Botaniker die Tabakspflanze als eine Seltenheit in ihren europäischen Gärten. — Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fing der Tabaksbau in Ostindien an. — 1604 suchte König Jakob I. in England den Gebrauch des Tabaks, den er ein schädliches Unkraut nannte, durch eine starke Auflage abzuschaffen: und als es damit nicht gehen wollte, schrieb er sogar ein eigenes Buch wider den Gebrauch des Tabaks, betitelt: Misocapnos (der Rauchfeind). — 1610 wurde das Tabakrauchen in Konstantinopel bekannt. Um die Gewohnheit lächerlich zu machen, wurde ein Türk, der geraucht hatte, mit einer durch die Nase gestoßenen Pfeife in den Gassen herum geführt. — 1620

brachten Engländer das Tabakrauchen nach Zittau, und im Jahre 1631 schwedische Soldaten nach Sachsen. — 1629 wurde in Frankreich die erste Abgabe vom Tabak erlegt. — 1634 wurde das Rauchen in Rußland bey Verlust der Nase verbothen. — 1624 that Papst Urban VIII. alle in Bann, die in der Kirche Tabak nehmen würden, weil ihn spanische Geistliche unter der Messe nahmen. — 1690 that Papst Innocenz XII. alle in Bann, welche in der Peterskirche Tabak nehmen würden; aber Benedict XIII. hob 1724 diese Excommunication wieder auf, weil er selbst schnupfte — 1684 und noch später eiferten viele protestantische Prediger im nördlichen Deutschland heftig wider das Tabakrauchen: sie nannten es ein seelenverderbliches Wesen und ein unmittelbares Werk des Teufels. — 1750 verpachtete der König von Portugal den Tabakshandel für 2½ Million Reichsthaler. Die Einnahme des Königs von Spanien vom Tabak war 7,330,933 Rthlr. Im Jahre 1769 trug das Tabakregal in Dänemark 40,000 Rthlr.

Im Jahre 1770 nahm Oesterreich an Tabaksgefällen ein 806,000 Rthlr. Im Jahre 1773 betrug das Tabaksregal in beyden Sicilien 446,000 Rthlr. Im Jahre 1780 erhielt der König v. Frankreich vom Tabak 29 Millionen Livres Einkünfte, das ist ungefähr 7,250,000 Rthlr. Also betrug schon damahls die Einnahme dieser sechs Monarchen vom bloßen Tabak jährlich 18,372,933 Rthlr., welches weit mehr ist, als Dänemark, Norwegen und Schweden zusammen eintragen . . . . . Indessen ist wahrscheinlich, daß man schon vor Entdeckung von Amerika, in Asien, besonders in Persien und China, eine Art Tabak rauchte und schnupfte. Auch ist merkwürdig, daß unter den ältesten Mitteln sich zu betäuben oder zu berauschen, schon der Rauch verschiedener Pflanzen angewendet wurde: wie dieses Herodot, Max. Tyrius, Mela und Plutarch von den Babyloniern, Skythen und Thraciern melden.

. . . . . .

Trotz der oben erwähnten, theils angedrohten, theils wirklich ausgeführten Stra-

Digitized by Google

fen, trotz schreiben und predigen, und selbst trotz der großen Auflagen, hat sich bekanntlich in ganz Europa die Liebhaberey für Schnupfen und Rauchen des Tabaks unglaublich verbreitet. Die jungen Herren in Wien halten es beynahe für einen Ehrenpunct, nach Rauchtabak zu riechen. — Sie glauben, sich kein geringes Ansehen zu geben, wenn sie sich in langen Reihen an die Leopoldstädter Brücke stellen, und alle mit langröhrigen Pfeifen im Munde, den Tabaksdampf gegen die Vorbeyfahrenden hinblasen.

Vielleicht haben zu dieser Tabakschmaucherey auch die Schauspiele unserer Theaterdichter beygetragen; denn bekanntlich sind wenige Stücke von Iffland, Kotzebue ꝛc., worin nicht die Tabakspfeife einen wichtigen Dienst hat.

IX.

Perücken, — der Männer, — der Weiber.

Ein französischer Witzkopf — man glaubt, es sey der bekannte Paradoxenkrämer Linguet gewesen — schrieb vor etwa vierzig Jahren ein Büchlein, betitelt: die böse Monade *). Darin ist ein Kapitel, überschrieben: Der Ursprung der Perücken, und in demselben leitet der genannte Kakograph den Ursprung dieses Haarschmucks ohne weiters von der bösen Krankheit ab, womit die Reisegefährten des Christoph Kolumbus höchst wahrscheinlich am ersten unseren Welttheil beschenkt haben.

Dieß ist eine offenbare Verleumdung. Man hat vor kurzem Statuen der alten ägyptischen Isis entdeckt, auf denen diese, wenigstens viertausendjährige Göttinn schon eine Perücke trägt. Der medische König Astyages trug eine Perücke, die seinem na-

*) La Cacomonade.

senweisen Neffen Cyrus viel Spaß machte. Der schlaue Karthager Hannibal trug, auf seinem Zuge über die Alpen, eine Perücke. Die alten Römerinnen, der ewigen einförmigen schwarzen Haare ihres Vaterlandes müde, kauften sich die blonden Haare der deutschen Männer und Weiber, und machten mit diesem ungewöhnlichen goldgelben Hauptschmuck Aufsehen im Circus. Die Perücke des Kaisers Commodus war mit Goldstaub gepudert, und mit wohlriechenden Salben beschmiert, damit der Staub darauf haften möchte. Dieß alles geschah zu einer Zeit, wo man von der bösen Monade noch keinen Gedanken hatte.

Wahr ist es, der französische König Heinrich III. verlor durch jene Monade sein Haar, und ließ deßwegen seine damahls gebräuchlichen Deckelhauben mit fremdem Haare besetzen, damit man seinen Verlust nicht bemerken möchte. Die erste förmliche Perücke aber trug im siebzehnten Jahrhundert ein Pariser Abbe, Nahmens La Riviere.

Ihrem Collegen La Riviere nachahmend, fing sowohl die katholische als protestantische Geistlichkeit allmählig an, Perücken zu tragen, vermuthlich um während den langen kirchlichen Functionen bey hartem Winterfrost den haarlosen Schädel zu decken. Das gab damahls großes Scandal: die Orthodoxen eiferten gegen diese eitle Neuerung, die ihrer Meynung nach ein Werk des leidigen Satans selbst war; und ein niederländischer Zelot schrieb ein sehr erbauliches Buch, betitelt: Clericus deperrucatus (der entperückte Geistliche) um diese sündliche Mode wieder aus der Kirche zu vertilgen.

Trotz dieses theologischen Eifers trugen Priester und Layen, ohne sündhafte Absichten, und wirklich bloß der Bequemlichkeit wegen, die Perücken stets allgemeiner; ja bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Perücke sogar ein wesentliches Kleidungsstück für jeden Mann in einem öffentlichen Ehrenamte.

Erst gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts fiel es den jungen Mädchen

und jungen Weibern in den glänzenden Hauptstädten ein, die Perücken plötzlich en horreur zu haben. Noch vor zwanzig Jahren frugen sie bey Heirathsanträgen mit einer Art von Aengstlichkeit, ob der Freyer etwa eine Perücke trage, und bey vielen Eheverhandlungen wurde ernstlich als ein Präliminarpunct festgesetzt, daß der Ehestandscandidat seine bisher gewöhnte Perücke sogleich ablegen, und eignes Haar tragen müsse.

Einige ältere Weiber, die aus was immer für Ursache eine Perücke tragen mußten, machten ein so schauervolles Geheimniß daraus, daß sie beynahe eben so gern ihr Leben dahin gegeben, als die Existenz ihrer Perücke verrathen hätten.

Noch vor funfzehn Jahren, als Dupaty seine Briefe über Italien herausgab, wunderten wir uns nicht wenig über die Stelle, wo er sagt, daß alle Weiber in Lucca Perücken tragen.

Die Sache änderte sich plötzlich allgemein.

Vor ungefähr fünf Jahren fingen die

Weiber und Mädchen, welche über den gemeinen Bürgerstand sind, fast durchgängig an, Perücken zu tragen, und zwar, was ganz sonderbar spaßhaft ist, von verschiedenen Farben, so daß die nähmliche Person, welche gestern in einer Gesellschaft mit dunkelbraunen Haaren gesessen hatte, heute im Theater mit hellblonden erschien, und so auch umgekehrt durch alle Schattirungen des menschlichen Haarwuchses.

Vor einem Jahre, da man die Haare aus dem Gesichte zurück gestrichen, und am Hinterkopf in einen simpeln Knoten geschlungen trug, kamen die Weiberperücken wieder etwas in Abnahme, wenigstens bey den jungen Mädchen.

Gegenwärtig aber, wo, wie bey den zottichten Bologneser-Hündchen, die Haare nicht bloß über die ganze Stirne sondern bis über die Augen und Nasen herein gezogen sind, lassen sich wieder ganz bequem Perücken aufsetzen. Man begegnet häufig jungen Fräulein, welche eine gekrümmte Locke ganz mitten bis auf zwey Drittel der

Naſe herunter tragen, und anderen, welche vor beyden Augen zwey gerundete Locken gerade wie zwey Brillen hängen haben.

Die ungepuderten Köpfe erhalten ſich bey den Weibern ſchon ſeit acht Jahren mit einer ungewohnten Standhaftigkeit, obſchon mehr als ein Mahl Verſuche ſind gemacht worden, den Puder wieder einzuführen. Deſto ſtärker pudern ſich die Männer, diejenigen nähmlich, welche keine runden Haare tragen.

X.

Widerruf.

Wer etwas über Modeſachen ſchreibt, der mache ſich nur darauf gefaßt, daß es ihm ergehe, wie jenem Staatsbothen, der vorne die Patente, und hinten ſchon den Widerruf trug! . . .

Was vor ein paar Wochen noch richtig war, iſt es jetzt nicht mehr: die Perücken

sind wieder gänzlich von den Weiberköpfen verschwunden, einige alte Matronen ausgenommen .... Wie man noch vor kurzem das Angesicht nicht genugsam ringsum mit Haaren überziehen konnte, so kann man es jetzt nicht frey und nackt genug machen. Die Haare werden nun durchweg selbst gewaltsam hinten an der Scheitel in einen Knoten zusammen gezogen, und dort mit einem Kamm befestiget, der bey den Aermsten von gefärbtem Ochsenhorn oder Stahl, und bey den Reichsten von Golde, und mit Kameen oder Brillianten besetzt ist.

Ob es noch so seyn wird, bis dieses Blättchen aus der Presse kommt, das steht bey den Göttern! denn

— — — Varium et mutabile Semper foemina!

XI.

Backenbärte. — Kropfbinden. — Rundköpfe.

Der Bart, dieſes charakteriſtiſche Zeichen der Mannheit, hat ſchon mancherley Schickſale erlitten. Einige Völker laſſen ihn frey wachſen; andere ſcheren ihn ſorgfältig ab; die ehemahligen Amerikaner rauften ihn aus, und daher glaubte man irrig, die Natur hätte ihnen gar keinen gegeben. Die gemeinen Juden tragen ihn groß; je reicher und freygeiſterischer ſie in ihrem Ritus werden, deſto kleiner wird der Bart, bis er endlich ganz verſchwindet. Im vierzehnten Jahrhundert trug man Zwickelbärte in kleinen ſeidenen Beutelchen eingeſchloſſen, wie die heutigen Haarbeutel.

Die Ungarn und Pohlen von alter derber Landesſitte, tragen noch heut zu Tage Schnurrbärte; die Grenadiers müſſen ſie tragen.

Die unförmlichen Backenbärte ſind bekanntlich erſt während der Revolution bey

den damahls schmutzigen Parisern entstanden: und da gewöhnlich Nemo fere solus desipit *), so ahmten ihnen die kräftigen jungen Herren bald allenthalben fleißig nach. Was dieser Backenbart seyn oder bedeuten soll, wissen sie vermuthlich selbst nicht: oder soll es etwa ein Aushängschild ihrer Mannfestigkeit seyn? das wäre ein verunglückter Gedanke, denn bonum vinum non indiget hedera, und nur die schlechten Wirthe hängen große Schilder aus. — — —

Den Backenbart begleitet gewöhnlich auch eine Kropfbinde.

Wir wissen aus Kotzebue's Stück: die Sucht zu glänzen, daß der dumme Kilian von dem jungen Schaubrot, der auch mit aus der Kutsche gestiegen ist, sagt: „er müsse sehr stark blessirt seyn, denn er habe den Hals bis an die Kinnspitze mit einem großen Tuche eingewickelt." Am Ende findet sich

*) Die gewöhnliche deutsche Uebersetzung dieses lateinischen Kernspruchs ist: „Ein Narr macht zehn."

aber, daß der junge Herr weiter nichts als eine so genannte Kropfbinde trägt, wie die meisten unserer jungen Herren auch. — Bekanntlich hat ehedem ein falscher Spieler die ersten langen Manschetten, und eine verunglückte fille d'honneur die Bouffanten eingeführt, vermuthlich kommen also diese Binden ursprünglich auch von einem wirklich kropfigten Elegant. Nach der Analogie jener Moden wenigstens dürfte man bey solchen Binden auch immer auf irgend ein Halsgebrechen schließen.

Um die Garnitur eines Modekopfes zu vollenden, gehören auch runde Haare dazu, und ein solcher Kopf hieß Anfangs ein Caracalla-Kopf, hernach ein Titus-Kopf. — Für Kinder, für Kränkliche, oder einsam lebende Menschen, ist rundes Haar ohne Zweifel eine große und untadelhafte Bequemlichkeit; wenn man aber einen Volljährigen, in gesellschaftlichen Verbindungen oder gar in öffentlichem Amte stehenden Menschen mit dem struppigen Kopfe, mit dem affenähnlichen Barte, mit der Kropfbinde, mit ver-

drehtem Kittel und dem derben Knotenprügel bewaffnet herum trabben sieht, so möchte man ihm mit Recht zurufen, wie Musarion dem Phanias:

Wozu ein wilder Bart? wozu die Außenseite
Von einem Diogen? mich dünkt ein weiser Mann
Trägt sich wie andere Leute.

XII.

Die zwey Fragen.

Zur gewöhnlichen Heirathsgeschichte in Wien gehören zwey Fragen, die immer und alle Mahl so richtig gethan werden, als auf Tag Nacht folgt, und die somit als ein heutiger Sittenzug dieser Stadt hier eine Stelle verdienen.

Kaum hat jemand in eine Gesellschaft die Nachricht gebracht: „Der Herr von X heirathet das Fräulein von Ypsilon.“ so werden ihm augenblicklich vom ganzen Kränz-

Digitized by Google

chen pleno choro die Fragen entgegen gerufen:

No. 1. Ist sie schön?

No. 2. Hat sie Geld?

. . . . . .

Ein anderer kömmt, und bringt als sein Contingent zur Tagesneuigkeit: „Daß die Witwe A. den Herrn von B. heirathe.“ Sogleich tönt auch diesem unfehlbar pleno choro entgegen:

No. 1. Was ist er? *)

No. 2. Wie viel hat er? **)

. . . . . .

Diese zwey Fragen stehen so richtig im Gemüthe der neugierigen schönen Welt geschrieben, wie die unentbehrlichen Fragen im Katechismus. Die Frage No. 2. kommt zwar in beyden Fällen so ziemlich auf eins

---

*) Das heißt: welchen öffentlichen Rang oder Charakter, welch Amt, Gewerbe ꝛc. besitzt er.

**) Ist hierbey zu verstehen: jährliches Einkommen.

hinaus; aber bey No. 1. ist, wie man sieht, eine sehr charakteristische Nüance.

XIII.

Hippomanie *).

Als die noch nahmenlose Stadt — nachher Athen oder Athän genannt — vollendet war, stritten sich Minerva und Neptun um die Ehre, ihr den Nahmen zu geben. Das Götter-Parlament entschied die Sache dahin, daß die Ehre quaestionis jener der beyden streitenden Gottheiten zukommen sollte, welche ein für das Menschengeschlecht nützlicheres Wesen aus dem Nichts schaffen würde. Minerva schuf den Oehlbaum, Neptun das Pferd; und das Götter-Parlament gab der Göttinn den Vorzug.

Wenn heut zu Tage ein ähnlicher Streit

*) Heißt ungefähr: die übertriebene Pferdeliebhaberey.

entstünde, und man ein Parlament von unseren jungen Cavaliers darüber zur Entscheidung rüfe, so würde diese sicher ganz anders ausfallen: sie schickten euch die Dame Minerva mit ihrem Oehlbaum zum Gewürzkrämer; und hüben den Pferdeschöpfer Neptun wohl gar auf den Thron des Olymps; denn die Pferde sind ihnen ja über alles.

Bekannt ist die Anecdote von einem jungen Marquis in Paris, den man fragte, was ihm mehr am Herzen liege: seine Mädchen oder seine Pferde? und der zur Antwort gab: j'aime plus mes filles, mais j'estime plus mes chevaux; das heißt doch deutlich gesprochen, und solcher Marquis gibt es auch bey uns die Hüll und Füll.

Die Vorliebe für diese Thiere ist wirklich etwas übertrieben. Man bezahlt sie um rasenden Preis — manchen Gaul um fünfthalb bis fünftausend Gulden; — man hält ihrer eine erstaunliche Menge: man nährt und pflegt, und liebkoset sie mit einer Anhänglichkeit, die an Läpperey gränzt. Man

hält sich für einen wichtigen Mann, wenn man an einem schönen Pratertag sein Reitroß von aller Welt begafft, und sich selbst mit Neid darüber complimentirt sieht. Geschieht dem wiehernden Liebling eine Fatalität: welch Rumor im ganzen Hause! es können zehn Bereiter und Stallknechte Arme und Beine gebrochen haben, und man macht nicht halb so viel Wesens aus dem Menschengesindel, denn dieses kann man ja täglich um jeden Preis zu Dutzenden haben.

Die Pferde haben sich seit zehn Jahren in Wien keineswegs vermindert, sondern um ein beträchtliches vermehrt; denn die vornehme Laune, Equipage zu halten, ist bis in die Mittelclasse von Bürgern und Beamten gefahren. Es mögen nahe an zehntausend dieser Thiere hier seyn.

Sie verzehrten im Jahre 1802 nicht weniger als 948,990 Metzen Hafer, 20,196 Fuhren Heu, und von 1,666,788 Bünden Stroh, welche in jenem Jahre verbraucht wurden, muß ich ungefähr anderthalb Millionen für den Gebrauch der Pferde ansetzen.

Digitized by Google

Vom Hafer kostete im Jahre 1787 der Metzen 51 kr. und vom Heu der Zentner 45 kr. Im Jahre 1802 aber kostete der Metzen Hafer von 2 fl. 30 kr., immer steigend bis zu 3 fl. 29 kr. der Zentn. Heu von 2 fl. immer steigend bis zu 3 fl. und das Bund Stroh 15 kr. — Folglich kosteten die in Wien lebenden Pferde im Jahre 1802 bloß an Hafer, Heu und Stroh ungefähr 4458730 fl. Ohne Stallung, Schmiedearbeit, und die dabey nöthigen Leute in Anschlag zu bringen.

Ein Stall auf zwey Pferde in der Stadt kostet jetzt 190 bis 220 fl. und wenn man ein Pferd in die Kost gibt, bezahlt man täglich wenigstens 1 Gulden. — Zwey Pferde, sammt Kutscher und den Ausgaben für Geschirr und Wagen, kosten jetzt jährlich 1200 fl.

Da schon von Pferdeliebhabern die Rede ist, so dürfen wir des alten Minister Kauniz nicht vergessen, der unter die ersten dieser Dilettanten gehörte. Er hielt sich für den beßten Reiter in Wien und war es auch

in Rücksicht auf schulmäßige Reitkunst; er hatte Pferde aus fast allen Ländern der Welt: Spanier, Neapolitaner, Ukrainer, Pohlen, Siebenbürger, Moldauer, Türken, Araber, Tripolitaner, Perser ꝛc. nur keinen Engländer. Seine Lieblinge waren ein Arabischer Schimmel und ein Scheck, von einem Trautmannsdorfischen Gestütte in Böhmen. — Ich weiß nicht, ob schon viele Pferde mit extra Post gefahren sind, aber dem Fürsten Kaunitz ließ der bekannte Prinz Nassau, in einem eigends dazu verfertigten Wagen eines von Warschau bis Wien auf der Post zuführen: es war ein Persischer Schimmel, von dem der Prinz so viel Rühmens gemacht hatte, daß Kaunitz ihn recht bald zu haben wünschte. — Die fremden Minister, welche an seine Tafel und in seine Gesellschaft kamen, um politische Dinge zu hören, sagten oft Tags darauf mißvergnügt zu ihren Colegen: le Prince n'a parlé que Chevaux et tableaux.

Hierher gehört noch eine charakteristische Anekdote über dieses Thema: Kaunitz sprach

einst mit seinem Leibarzt Stoll von Pferden, und fragte ihn, welches wohl das älteste Buch seyn möchte, in welchem von Pferden die Rede sey? Stoll sagte, seiner Meinung nach möchte es wohl das Buch Hiob seyn. Sogleich läßt der Fürst seinen Vorleser rufen, und trägt ihm auf, eine Bibel zu kaufen. Der Buchhändler ermangelt nicht, von diesem unerwarteten Kauf zu sprechen, über den man sich in mehreren Gesellschaften nicht wenig wundert. Einige fromme alte Frauen, bey denen Kaunitz nicht sehr im Geruch der Orthodoxie stand, triumphirten schon nicht wenig über die Bibel-Anschaffung des Fürsten, der indessen bloß im Buche Hiob die erste Urkunde über das Pferdegeschlecht aufsuchte.

Da die Pferdeliebhaber gewöhnlich eben keine großen Liebhaber vom Lesen sind, so will ich ihnen hier eine kurze aber schöne Stelle hersetzen, mit der sie nöthigen Falls ihre Liebhaberey rechtfertigen können.

„Die edelste Eroberung, welche der Mensch je gemacht hat, ist die Zähmung jenes stolzen und muthigen Thieres, welches

die Beschwerden des Krieges und die Ehre der Schlachten mit ihm theilt. Eben so unerschrocken wie sein Reiter, sieht das Pferd die Gefahr, und trotzt ihr; es gewöhnt sich an das Geräusch der Waffen, liebt es, sucht es auf, und geräth dadurch gleich dem Menschen in Hitze: es nimmt auch Theil an seinen Vergnügungen, bey der Jagd, beym Turnier, beym Wettrennen, wo es Dampf und Funken sprüht. Allein, eben so gelehrig als muthig, läßt es sich von seinem Feuer nicht überwältigen, sondern weiß seine Hastigkeit zurückzuhalten; es wird unter der Hand seines Leiters nicht bloß beugsam, sondern scheint dessen Wünsche auszuspüren, und indem es bloß den Impulsionen desselben gehorcht, läuft es mit mehr oder minderer Schnelligkeit, oder steht ganz stille, und handelt nur um ihm Genüge zu leisten. Es ist ein Geschöpf, welches sein ganzes Wesen verläugnet, um bloß durch den Willen eines anderen zu existiren, welches jenem Willen sogar zuvor zu kommen versteht, welches ihn durch die Gewandtheit und Genauigkeit

seiner Bewegungen ausdrückt und ausführt, welches so viel empfindet als man will, und nur so viel davon äußert als man verlangt; welches sich gegen nichts sträubt, sich plagt und quält, und sogar stirbt, um besser zu gehorchen." Büffon.

XIV.

Hunds- und Vögel-Doctoren.

Bekanntlich ist Wien mit der übermäßigen Herde von ungefähr 20000 Hunden jeder Gattung angestopft, und ohne thätige Beyhülfe der Hundsschläger ist jedes vernünftige Wort gegen die lästige und sogar gefährliche Anhäufung dieser Thiere in den Wind gesprochen. Es gibt Weiber und Männer, die so heiß in ihre Hunde verliebt sind, daß man vermuthen muß, sie glauben an die Metempsychose.

Als der arme Pastor Sebaldus Nothanker bey seiner Ankunft in dem großen Berlin

nicht wußte, wie er sein Leben erhalten sollte, kam er aus Verzweifelung auf den Einfall ein philosophisches Collegium zu lesen. Allein sein eben so armer Freund, der Schulmeister, belehrte ihn, daß mit Philosophie dort nichts auszurichten sey. Er sagte ihm: können sie rechnen? können sie tanzen? „Können sie den Hunden den Tollwurm schneiden? Dieß sind Künste, die hier ihren Mann nähren.“

Der Berlinische Schulmeister war ein Kenner der großen Städte.

Unsere Hausthiere bezahlen die Vortheile ihrer gemächlicheren Lebensart, ihrer bessern und bequemeren Nahrung ꝛc. mit einer Menge von Uebeln denen sie in ihrem Naturzustande nicht ausgesetzt sind. Sowohl Vögel als Hunde werden von Blindheit, Gicht, Indigestionen, Wassersucht, Schlagflüssen, ahstmatischen Zuständen, und sogar von dem vornehmen Podagra befallen. — Sie sterben meistens im achten oder neunten Jahre ihres eingesperrten Lebens. Kein Wunder, daß sich auch Leute finden, die sich

methodisch darauf verlegen, diese Lieblinge alter Weiber und schwachsinniger Männer von ihren Infirmitäten zu heilen; ihren Todestag später hinaus zu rücken, und sich dafür — theuer bezahlen zu lassen.

Wien hat mehrere Hundsdoctoren, welche aber doch meistens nur Viri obscuri sind. Ich rede jetzt von dem Matador derselben.

Beym Eingang in die Naglergasse, am Eckhause rechts, hängt eine schwarze Tafel, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben steht:

„Monsieur Bohrer curirt Hunde
und Papperl, Fasanen und andere verschiedene Thiere. Wohnt
im Lam im dritten Stock."

Der Sieur Bohrer ist also ein Mann von Bedeutung, wie man sieht. Seine Wohnung ist zu einem ordentlichen Hunde- und Vögelspital eingerichtet. Die vierfüßigen und die befiederten Patienten werden hier nach allen Regeln der Pathologie behandelt. Die

gewöhnlichsten Mittel sind wie für uns Menschen auch:

Segnare, et purgare, et clysterium donare.

Man läßt Monsieur Bohrer in das Haus kommen, oder man bringt den Patienten zu ihm. Er macht eine ernsthafte Miene, befühlt den Puls, runzelt die Stirne, und verordnet nach Umständen eine Portion Jalappa, ein Lavement von Kleyen, eine Aderlaß am rechten oder linken Schenkelbein, sowohl beym Windspiel, als beym Pfittich. — Um bey solchen Umständen den Patienten zu zerstreuen, und dessen Aufmerksamkeit von der vorzunehmenden Operation etwas abzuwenden, spricht er mit demselben von der Redoute, vom Prater, von der Wachtparade, mit einer Zärtlichkeit, mit einem Eifer, als ob er wirklich in die Sprache der Thiere eingeweiht wäre.

Manchmahl sieht man ihn mit einem kleinen Trupp seiner Reconvalescenten in die frische Luft ausziehen; die kräftigeren gehen auf eigenen Beinen; die schwächeren

werden auf dem Arme getragen, oder stecken wohl auch in seinen Taschen.

Eine Visite des Hundsdoctors kostet bey rechtlichen Leuten einen halben Gulden, und seine Medicinen sind ebenfalls nicht wohlfeil.

Es gibt allerdings Stände, denen ein starker Hund nöthig ist, wie Fleischer und Jäger, es gibt andere, denen ein wachsamer Hund nöthig ist, wie Fuhrleute, Gärtner, und Landleute überhaupt: aber wie man in der Stadt ohne Noth Hunde halten mag, wenn man die tägliche Gefahr des wüthendwerdens, die eben so augenblickliche Gefahr, selbst gebissen zu werden, und die Unheilbarkeit und die unbeschreiblich gräßliche Todesart der Wasserscheue kennt, daß ist kaum begreiflich.

XV.

Ungarischer Champagner. — Weinverfälschung.

Als vor kurzer Zeit einige Dilettanten der französischen Literatur in London auf einem Privat-Theater französische Schauspiele aufführten, kam darüber der patriotische Pöbel in eine starke Gährung. Selbst angesehene Leute glaubten, eine solche Neuerung würde der Ehre von Old England nachtheilig, und zogen in öffentlichen Blättern und Pamphlets gegen die Verehrer von Moliere und Racine zu Felde.

Einer derselben rief in poetischem Eifer: „Wie! soll England sich jetzt durch Possenspiele gewinnen, und durch Schwänke „übermannen lassen, um das Joch des Eroberers zu tragen? Nein! das soll nicht „geschehen, obschon er uns in hundert Schiffen ganze Tonnen voll Verführung, und „die Unzucht ballenweise zuführt, obschon „die Burgunderfässer mit allen Lastern ge-

„füllt, und die Champagner-Bouteillen mit „Atheismus zugestöpselt sind!" *)

Dieß sind schwere Inzichten gegen den heutigen Burgunder und Champagner, wie man sieht. Ob die Spleen-Kranken Zeloten an der Themse diese Weine dadurch ihren Landsleuten verleidet haben, weiß ich nicht; die jovialischen Wiener finden jene Fässer und Bouteillen keineswegs so gefährlich; nur die hohe Mauth von 60 pr. Ct., welche macht, daß die Champagner-Bouteille jetzt vierthalb Gulden, und der Burgunder nur etwas we-

---

*) Shall England now receive the Conqueror's yoke,
Won by a farce, and Vanquish'd by a jocke?
No! thó their fleets import with frequent sails
Tubs of seduction, and Crim. Con. *) in bales;
Thó Claret hogsheads ev'ry vice Contain,
And atheism is pack'd amongst Champaign!

*) Eine bey den englischen Ehescheidungs-Processen übliche Abkürzung statt crimen concubitus.

niger kostet, verbittert ihnen schon seit vielen Jahren diese Weine.

Da man aber fast keine große Tafel, keinen werthen Nahmenstag, keinen ordentlichen Hausball ohne Champagner feyern kann; so haben die Weinhändler die Kunst erfunden, aus ein paar Gattungen ungarischer Weine einen ganz leidlichen Champagner zu fabriciren. Dieser verkappte Franzose moußirt ganz regelmäßig, ist sogar etwas feuriger als der wahre, hat jedoch weniger Süße, und schadet weder dem Magen noch dem Kopfe.

Wenn es mit allen Weinverfälschungen noch so ehrlich zuging, wie mit dem ungarischen Champagner, so könnte man es allenfalls dulden; allein diese schlimme Kunst wird auf manche viel schädlichere Arten getrieben.

Man quirlt, aus weiß der Henker welchen Ingredienzen, einen Champagner zusammen, dessen Genuß Magenkrämpfe und heftige Kopfschmerzen verursacht. Man fabricirt sogenannten Tokayer aus Honig und Levantischen Zibeben. Man versetzt die rothen

ungarischen Weine mit Zimmet und Gewürznelken, um ihnen mehr Hitze und einen vermeintlich aromatischen Geschmack zu geben.

An zwanzig Gewürz- und Weinhändlers-Gewölben findet man angeschrieben: Menischer-Ausbruch, Ruster-Ausbruch, Erlauer-Ausbruch, Melniker-Ausbruch *) ꝛc. Man

*) Von den Ausbruch-Weinen scheint man im Auslande keinen ganz richtigen Begriff zu haben, Selbst Hr. Reichard sagt in seinem guide du Voyageur unter dem Artikel Wien: „Man hat dort eine besondere Gattung guten Weines, Ausbruch „genannt." Der Ausbruch ist keine besondere Weingattung, sondern man bereitet ihn aus allen edleren Reben in Ungarn: man bricht nähmlich aus dem ganzen Weinstock die schönsten und reifsten Trauben aus; man gibt ihnen unter der Presse bloß den ersten Druck, oder man pflückt die Beeren wohl gar von den Stengeln, damit durch die Quetschung derselben, ihr herber Saft sich nicht mit dem Traubensafte menge; somit entsteht der süße, reine und feurige Ausbruch-Wein. Von den österreichischen, wie auch von den geringeren ungarischen Weinen macht man gewöhnlich

lasse sich aber durch diese kostbaren Aushängschilde nicht täuschen: diese so genannten Ausbrüche sind, wenns noch gut kommt, eine bloß mittlere Sorte von den genannten Weinen, die stark mit Brantewein wie auch mit Zucker gemischt ist, damit sie mehr Süße erhalte, feuriger scheine, und eher zu Kopfe steige: wie denn seit einiger Zeit fast kein ungarischer Wein mehr ohne Zusatz von Brantewein zu bekommen ist.

Lächerlich ist die prahlhafte lange Liste von Weinen, die man in den Schenkhäusern antrifft, und von denen ein Kenner unter zwanzig Mahl nicht Ein Mahl denjenigen erhält, den er verlangt, so sehr ist alles ein Gemengsel, von dem weder Geschmack noch Farbe zu dem Nahmen paßt, den es führt. Dieß ist um so schlimmer, weil man sich viel weniger nach ausländischen Weinen seh-

---

keinen Ausbruch; doch hat der Herr von Froidevo und der Weinhändler Held in Bkun auch guten österreichischen Ausbruch bereitet.

nen würde, wenn man die edlen ungarischen unverdorben zu erhalten wüßte.

Mit den österreichischen Weinen lassen sich weniger von jenen Künsteleyen und Wirthskniffen vornehmen; die gewöhnlichsten sind ein mehr oder minder starker Einschlag von Schwefel, und eine hübschere Farbe, die ihnen durch gebranntem Zucker beygebracht wird. Auch gießt man allenfalls ein Viertheil von weißen ungarischen Weinen darunter, um sie etwas feuriger zu machen. — Das allgemeine Bedürfniß und die heutigen hohen Preise ersparen den Wirthen die Mühe künstlicher Experimente. Vor zwölf und funfzehn Jahren hatte man den geringen für 8 kr. die Maß, und der höchste Preis war 36 kr. gegenwärtig kostet vom geringsten die Maß 24 kr., und 36 kr. die Gattung, welche ehedem 16 kr. kostete. Liebhaber von Steinzinger oder Nußberger bezahlen die Maß mit 1 fl. 20 kr. und es gibt jetzt Landwein für den ehemals unerhörten Preis von 2 fl. für die Maß.

XVI.

Bier, — dessen Consumtion und Verfälschung. — Das Bier in Berlin.

Schon vor zwanzig Jahren, da noch wohlfeile Zeiten für Wien waren, wurde hier eine größere Quantität von Bier consumirt, als man es im Mittelpuncte eines reichen Weinlandes vermuthen sollte; denn damahls konnte der gemeine Mann noch eine Maß österreicher Wein für 8 kr. haben.

Gegenwärtig kostet die Maß vom geringsten österreicher Wein 24 kr. . . . . welcher Abstand! Das Bier kostet hingegen 8 kr. die Maß, und dieser Umstand trägt vermuthlich das Meiste bey, daß die Consumtion des Biers von Jahr zu Jahr höher steigt, die Consumtion des Weins hingegen verhältnißmäßig etwas abnimmt. So wurden im Jahre 1785 an Weinen aller Art 558000 Eimer nach Wien eingeführt, und im Jahre 1802 nur 510717 Eimer; an Bier wurden im Jahre 1785 eingeführt

376830 Eimer; i. J. 1802 aber 460309 Eimer, folglich um 84000 Eimer mehr. Gegenwärtig darf man diese Einfuhr höchst wahrscheinlich auf 550000 Eimer ansetzen.

Zu diesem vom Lande in die Stadt Wien eingeführten Bier muß man dann erst dasjenige schlagen, was in den fünf inner den Linien befindlichen Brauhäusern gebraut wird, welches ungefähr 250,000 Eimer betragen mag.

Folglich trinken die Wiener jetzt jährlich ungefähr 800000 Eimer oder 3200000 Maß Bier. Allerdings ein schönes Quantum! *)

Die Londner, welche sich freylich beynahe bloß an das Bier halten müssen, trinken jährlich — wie Colqhoun versichert —

*) Eine große Beförderung der Bier-Consumtion ist auch die jetzt allgemein beliebte Mode der männlichen Jugend, das Tabakrauchen; man behauptet, ein Glas Bier schmecke besser zur Tabakspfeife als ein Glas Wein; daraus entsteht natürlich eine Angewohnheit, und darum sieht man auch in Weinhäusern jetzt häufig Bier trinken.

bloß an Porter 14650058o Maß; dagegen ist auch ein ungeheurer Abstand in der Population beyder Städte.

Das Bier ist eine alte Erfindung (jedoch jünger als die Bereitung des Weins) und vermuthlich haben die Aegypter das erste gebraut: das Bier des Osiris war so gut, wie Diodor erzählt, daß es im Geruch und Kraft vom Wein wenig verschieden war. — Das Bier im heutigen Wien kann jedoch keine großen Ansprüche auf Güte machen: es fehlt ihm an der gehörigen Quantität von Hopfen und Malz; von diesem letztern wird so wenig genommen als möglich, und statt des Hopfens, von dem man des hohen Preises wegen wenig mehr aus Böhmen kommen läßt, nimmt man größten Theils andere bittere Kräuter, die zwar eben nicht schädlich sind, aber doch ein Bier machen, das oft eher einem Tränkchen aus der Apotheke ähnlich ist, als einem nährhaften und magenstärkenden Labetrunk. Ueberdieß läßt man dem hiesigen Bier kaum Zeit genug, kalt zu werden und dürftig ab-

zugähren, um es flugs in die Fässer zu gießen und nach den Bierhäusern zu schleppen *).

Die Biertrinker in Wien sind also, wie man sieht, nicht am beßten daran; auch sind die Klagen über schlechtes Bier allgemein. Was würden sie aber erst sagen, wenn sie das Berliner Bier trinken müßten! — Von der Zubereitung des Biers in jener Hauptstadt habe ich in einem öffentlichen Blatte **) folgende auffallende Stelle gelesen: „Aus dem Wasser der Spree, das weich, süß und hell ist, zum trinken und kochen selten gebraucht wird, braut man in Berlin das Bier. Es ist daher ein in jeder Rücksicht unverantwortlicher und höchst schäd-

*) Es wird auch viel wirkliches oder wenigstens so genanntes Regensburger Bier getrunken, welches gut ist. Der Braumeister in der Leopoldstadt macht auch eine Art von englischen Bier, die Maß zu 36 Kreuzer.

**) Polizey-Blätter. Jahrgang 1802. Achtes Stück.

licher Mißbrauch, daß die Nachteimer in die Spree ausgegossen werden. Dadurch wird das Wasser auf die abscheulichste Art verunreiniget, der meistens sandige Grund des Stroms schlammig, und dem darin wachsenden Schilf und anderen Wasserkräutern Nahrung gegeben. Der an sich schon nicht wasserreiche Strom wird in den Sommermonathen sehr klein, so daß die damit verbundenen Graben fast gänzlich vertrocknen, dessen ungeachtet wird der Unrath eben so häufig in diesen als in den übrigen Monathen hinein geschüttet; dazu kommt noch, daß die Nachteimer nicht mitten in den Strom, wo der Unrath noch leicht weggespült werden könnte, sondern auf den Seiten, wo er oft lange liegen bleibt, und sogar in die Schleußen, die des Nachts verschlossen bleiben, ausgeschüttet werden. Das Wasser wird täglich, sowohl durch die unter den Brücken angelegten Abtritte, als durch das Ausleeren der Eimer aufs abscheulichste verunreiniget, und oft die Brücken und Geländer derselben beschmutzt. Das

allgemein genossene Bier muß aus diesem verunreinigten Wasser bereitet werden, und kann weder gut noch zuträglich seyn.„

Wohl bekomme den Berlinern ihr Bier aus den Urnen der Nymphen Sprea und Cloacina!

XVII.

Ballette.

Seit dem berühmten Noverre hatte Wien keine Ballette mehr, bis zur Regierung Kaisers Leopold II. An seinem Nahmenstage i. J. 1791 wurde das erste gegeben, unter dem Titel: „Coocks Ankunft auf Otaheiti„ ein Stoff, der sich allerdings interessant darstellen läßt. Diesem folgten viele andere, mehr oder minder gute, worunter die besseren, Kaiser Otto, der Raub der Helena, der Brand von Troja ꝛc. waren. Der erste Balletmeister war

Muzzarelli; seine Frau tanzte noch mit steifem Strickrock und hohen Absätzen, übrigens aber mit vieler Gewandtheit.

Ein paar Jahre später kam Salvator Vigano mit seiner Frau Maria Medina. Diese brachten die einfache natürliche Kleidung und den griechischen Tanz auf die Bühne, in so weit beydes nach unseren Sitten voll Decenz thunlich ist. Die beyden Pas de deux, das Weiße und das Rosenfarbe, wovon eines die schmachtende das andere die gekrönte Liebe schilderte; dann das übel gehüthete Mädchen im Komischen; Die Tochter der Luft, und Richard Löwenherz im Heroischen, wurden mit so lärmendem Beyfall und so oft gegeben, als je ein Spectakel auf den Bühnen Wiens. Vigano brachte mehr Pantomime in seine Ballette, in welcher, so wie im ausdrucksvollen Mienenspiel seine Frau vorzüglich glänzte, deren Körper für den künstlichen Fußtanz etwas zu schwerfällig war.

Auf diese folgte der Balletmeister Traf-

fieri und die Casentini. Traffieri hat nur drey Ballette gegeben, die Erwähnung verdienen; Alonzo und Cora (oder die Sonnenjungfrau) und Alcina im Heroischen, und das Waldmädchen im Komischen. Die Casentini hat eine hübsche schlanke Figur; sie tanzt mit ungleich mehr Kunst und Gewandtheit als die Vigano, aber ihre Physiognomie ist etwas kalt und ihre Pantomime weniger lebhaft, jedoch graziös.

Nachher kam eine ganze Familie Nahmens Clerico. Der ältere Bruder und Balletmeister gab ein Paar Ballette, deren Anordnung nicht schlecht war; da er sie aber aus Eigennutz und Eigensinn von seiner ungeschickten Familie darstellen ließ, so konnte keines Beyfall erhalten; und somit ging diese Familie zur Zufriedenheit des Publicums bald wieder von hier ab.

Auf die Clerico folgte der Balletmeister Gioja. Sein Ballet Alceste ist eine sehr schöne und vollendete Composition, die von ihm selbst und der Casentini mit allgemeinem Beyfall ausgeführt wurde; sehr

interessant ist auch das Terzett, von ihm, seinem Bruder und der Casentini getanzt.

Die neueste Erscheinung im Tempel der Terpsichore ist die Madame De Carro Narducci. So viele Leichtigkeit, Kunst, Schnelligkeit und Festigkeit im Tanz hat noch kein anderer Tänzer oder Tänzerinn gezeigt, die wir hier gesehen haben; ihre Bewegungen sind beynahe zu schnell, um sehr graziös seyn zu können. Das Publicum ist nun in zwey Parteyen getheilt, in die Anhänger der Casentini und jene der De Caro: durch diese Art von Rivalirät wird die Kunst und das Publicum ohne Zweifel gewinnen.

Der jetzige Balletmeister ist kein Italiäner, sondern der Franzose Gallet, welcher schon unter Noverre hier tanzte. Er hat bis jetzt zwey große Ballette gegeben: Ariadne und Bacchus, und den Raub der Sabinerinnen. Ihr Beyfall war mittelmäßig, man wirft ihnen vor, daß die Personnagen darin ohne genugsames Interesse, und die Anlagen des Ganzen etwas zu

gedehnt seyen. — Ueberhaupt aber scheint das Publicum seit zwölf Jahren der Ballette schon etwas satt geworden zu seyn, daß es somit schwer seyn wird, auf dieser Bahn ferner großen Beyfall zu erndten.

In mehrern Hauptstädten und in verschiedenen Zeitpuncten ist schon der Streit geführt worden, ob die Kehlen über die Beine, oder diese über jene den Sieg davon tragen sollten? das heißt: ob die Oper oder das Ballet ein interessanteres Schauspiel sey? — Gegenwärtig scheint sich die Zahl der guten Sänger und Sängerinnen beträchtlicher vermindert zu haben, als jene der Tänzer und Tänzerinnen. Auch ist der Tanz unstreitig das Sinnlichste aller unserer Schauspiele; ihm steht die ganze Fabelwelt, die historische Welt und das weite Reich der Phantasie offen; gute Musik-Composition ist ein so wesentlicher Theil davon, wie bey der Oper; und in Maschinerien und Decorationen darf er derselben noch vorspringen.

Bey den cultivirtesten alten Völkern

war, und bey einigen halbcultivirten Nationen ist der feyerliche Tanz noch jetzt ein Theil ihres religiösen Cultus. Ist dieser Umstand nicht vielleicht ein Beweis ihrer minderen Verdorbenheit?... In den neueren Zeiten, und bey verfeinerten Leuten mußte man den Tanz ohne weiters aus den Tempeln in die profanen Schauspielhäuser verweisen.

Bekanntlich hielt man ehedem die Italiäner für die größten und beynahe einzigen guten Musik-Compositeurs. Schon seit geraumer Zeit aber haben sich die Deutschen auf eine gleich hohe Stufe von Vollkommenheit in diesem Fache geschwungen, ja wohl gar ihre ehemahligen Meister übertroffen. Bey den Balletten wenigstens ist dieses hier der Fall: keine Ballet-Musik die aus Italien kam, hat Beyfall gehabt. Dagegen sind die Compositionen des hiesigen Theater-Compositors Weigel des ältern vortrefflich gelungen: seine Musik zu Richard Löwenherz, zu Alonzo und Cora, zur Alcina und zur Alceste, ist voll Harmonie

und Reichthum, jeder Scene der Darstellung angeschmiegt, mit einem Worte, wahre Meisterarbeit.

XVIII.

Er negocirt.

Seht ihr den Herrn von ***? welch einen prächtigen Wagen, welche stolze Pferde, welche reiche Livree stellt er zur Schau! . . . Vor ein Paar Jahren war er noch Schreiber bey einem Agenten. — Wie in aller Welt kommt der Mann zu diesem Glanz?

Er negocirt.

Der Mann hört von dritthalb Zentnern an Gewicht, mit welch einer vornehmen Miene er das Pflaster tritt! . . . . Er trägt zwey Solitairs an den Fingern, jeden von wenigstens viertausend Thalern an Werth: und seine Frau! sie ist ja mit Brillianten bedeckt! — Er war doch vor ungefähr fünf Jahren noch Koch bey dem Grafen ***. Wie

Teufel hat sich der Kochlöffel in die Brillanten gearbeitet?

Er negocirt.

Hier der junge Laffe, der wie ein Phantast angezogen, im Pirutsch vorüber fliegt, daß die Funken aus den Steinen sprühen, und die armen Fußgänger kaum schnell genug seiner radebrechenden Suffisance ausweichen können: ich habe ihn noch als Practikanten beym Bankier gekannt, wie er in Staub und Koth zu Fuß bey Juden und Christen herum lief, um Wechsel von einigen Thalern einzukassiren . . . . Was hat den Menschen so hoch gehoben?

Er negocirt.

Dort gehen sie Arm in Arm die drey Glückspilze! . . . . der eine stand noch vor sechs Jahren als Lakay hinten auf dem Wagen, — der andere wechselte mir als Lehrpursche beym Kaufmann * die Teller, — der dritte war Kanzellist bey der *** Kanzelley. — Jetzt besitzen sie Häuser in der Stadt, Herrschaften in der Provinz, Bergwerke, Fabriken, Entrepriſen und Lieferungen von

allen Seiten; geben Protectionen, rangiren bankerottirte Cavaliers, übernehmen desperate Prozesse ꝛc. und verdunkeln durch ihren Aufwand Leute aus den ersten Häusern. — — — Wie ist das möglich?

Sie negociren.

So ist es in Wien, und so ist es leider fast in allen heutigen großen Städten. Freylich endigt sich dieser plötzliche Glanz oft wieder eben so plötzlich mit Bankerott, Flucht, Schuldengefängniß und Zuchthaus, wie wir noch ganz neuerliche schauerliche Auftritte dieser Art hatten, wobey ganze Familien — durch die blendenden Vortheile des goldträchtigen Negocirens angelockt — verarmten. Allein die häufigen Beyspiele von solchen wie Pilze aus dem Schlamme empor gekommenen sogenannten Negocirern, die in wenigen Jahren hunderttausende zusammen rafften, haben eine allgemeine Sucht zur Geldmäkeley verbreitet. Alles will heut zu Tage negociren. Man sieht die Söhne aus guten Familien an den Schreibtischen der Negocianten und Geldspeculanten addiren und

multiplicieren, und jedes andere Wissen und jede andere Thätigkeit verschmähen, als die Kunst und das Bestreben, Geld zu machen.

„Rechnen ist ihr Witz, und Handeln ihre Tugend.“

Man sieht sich so ziemlich wieder in die Zeiten Roms versetzt, von denen Juvenal sagte:

O Cives Cives! quaerenda pecunia primum,
Virtus post nummos; probitas laudatur et alget!

Ob es bey den übrigen, jetzt allenthalben mehr und mehr nöthig werdenden Bemühungen, die öffentliche Moralität zu verbessern, nicht auch höchst nothwendig wäre, diese wildrohe Habsucht und niedrigschmutzige Geldgierde, die mit so unverschämter Stirne allenthalben zur Schau getragen wird, selbst durch brandmarkende Mittel wieder auszurotten, kann für rechtliche und hellsehende Leute wohl keine Frage seyn.

XIX.

Spencer. — Shawl. — Nelson. — Neue Mäntel.

Die ehemahligen Rockelors hatten ihren Nahmen vom weiland lustigen Duc de Roquelaure; die Cadogans vom Lord Cadogan, der im Successionskrieg unter Marlborough focht; die heutigen Spencer von einem Lord Spencer, und man erzählt ihre Entstehung folgender Maßen:

Lord Spencer ein gewaltiger Fuchsjäger, wie es in Großbritannien die meisten Landedelleute sind, rannte einst dem rothen Hühnerdieb in größter Hast nach, und spieste sich mit dem einen Schoß von seinem Ueberrock an einen dürren Baumast, der ihm denselben vom Leibe riß. Er wollte nun mit dem anderen Rockschoß allein nicht in die Stadt zurück, sondern schnitt ihn auch weg. Junge Herren fanden diesen fragmentarischen Ueberrock gar nicht übel, und erhoben ihn zur Modetracht, die ihren Weg auch bald nach Deutschland fand. Man trägt ihn

von Tuch oder Molton, meistens mit dem Frack gleichfärbig oder doch von einer dunkeln Farbe, und ganz neuerlich wieder häufiger als vor zwey und drey Jahren, besonders unter den Reitlustigen, weil er zu Pferde gar bequem seyn soll.

Noch mehr Glück machte der Spencer bey den jungen Weibern, die ihn schon seit vier Jahren im Frühjahr und Herbst sehr häufig tragen: er ist meistens von blauem, auch von braunem, grünem und rothem Tuch oder Halbtuch, auch wohl von Atlas, und wird über ein weißes Mußelinkleid angezogen, wo er allerdings niedlich läßt, auch wirklich warm hält, da er knapp anschließt, Schultern und Brust ganz deckt, und lange Aermel hat.

Aelter als die Spencer sind die Shawls (so schreiben die Engländer dieses Wort), ein orientalisches Kleidungsstück, das schon seit ungefähr sechs Jahren in verschiedenen Formen getragen wird. Anfangs nahm man sie statt eines Mäntelchens, und trug sie von rother Farbe über die Schultern bis an

die Hüften, da sie denn auch ihrem Zweck entsprachen. Bald darauf machte man sie von weißer Mußeline, und so groß wie ein Betttuch, daß sie vom Nacken an bis zur Erde reichten, in welcher Gestalt sie sehr unbequem waren, aber als Opfer der Modesucht sich doch zwey Sommer hindurch erhielten. Letzthin trug man sie wieder ziemlich schmal, von allen Farben, mit Fransen besetzt, und bloß um den Nacken geschlagen. — Die kostbarsten dieser Shawls kommen eigentlich aus Thibet, wo sie aus der Wolle einer besonderen Gattung von Schafen verfertiget werden; sie müssen, wenn sie echt sind, nur ein paar Loth wiegen, und sich durch einen gewöhnlichen Fingerring ziehen lassen; dann kosten sie aber von 200 bis 800 Thaler; die Farben dabey sind von gewöhnlicher orientalischer Abgeschmacktheit; man erhält sie hier aus Constantinopel. Die gewöhnlichen aber werden in Wien selbst, aus Kamehlhaar oder Seide fabricirt.

Der Nelson (wie dieses Kleidungsstück zu dem Nahmen des berühmten brittischen

Admirals kam, ist mir unbewußt) eine Art von Ueberrock, ist schon seit 1800 Mode, und hat sich bis jetzt noch immer recht hartnäckig im Besitz erhalten, ein Umstand, worüber man sich beynahe wundern sollte, weil diese Kleidung bequem und vernünftig ist, zwey Qualitäten, die bey den Wechselbälgen von Modekindern eben nicht gar oft anzutreffen sind. Anfangs wurde er von Casimir und Halbtuch getragen, und ohne Ausnahme von dunkelblauer Farbe. Die Kaufleute ließen eilig alle verlegenen Ueberreste jener Stoffe in die Indigotonnen werfen, um sie theuer abzusetzen, weil diese Farbe die angenommene Uniform war. Es entstand ein gänzlicher Mangel an blauen Tuch, und somit fing man an, die Nelson von allen Farben zu tragen, und zu allen Jahrszeiten: in der wärmern Periode von leichtem Seidenzeug, in der kälteren von ganzem Tuch.

Die Mäntel waren seit sechs bis sieben Jahren gänzlich aus der weiblichen Welt verschwunden, welche auf Geschmack in der Kleidung Anspruch macht; man sah sie nur

noch bey abgelebten Frauen, die schon unbemerkt dem Grabe entgegen schleichen; die Spencer, die Shawls, die Nelsons hatten sie allenthalben verdrängt; jedoch mit Unrecht, denn keines dieser letzteren Kleidungsstücke gewährt in den Tagen und Nächten des Winters so viel Schutz gegen den Frost. Dieß empfanden die Weiber allmählig immer mehr, und somit kommen denn seit einem Jahre die Mäntel wieder zu Ehren und zum Vorschein. Allein diese neu erstandenen Mäntel sind bis jetzt noch ziemlich unzweckmäßig und geschmacklos: sie sind zu lange und zu enge, folglich minder bequem, und halten weniger warm; sie haben einen ungeheuern übergeschlagenen Kragen, bis an die Ellbogen reichend, wie Pilgermäntelchen, und von einer anderen, meistens schreyenden Farbe, auch wohl noch oben ein steifes, bis in den Nacken hinein stehendes Krägelchen; welches alles zusammen den neuesten Mantelträgerinnen ein buntes, steifes und gezwängtes Ansehen gibt.

XX.

Beleuchtete Wagen. — Brennende Nachtfackeln. — Schnelles Fahren.

Wien ist im Vergleich mit den übrigen europäischen Städten, welche Nachtlaternen haben, noch immer unter die bestbeleuchteten zu zählen, obschon seit ungefähr zwölf Jahren diese Beleuchtung Abends um eine halbe Stunde später anfängt.

Sonderbar! die Stadtmenschen begnügen sich recht gut mit dieser nächtlichen Beleuchtung; die vornehmen Stadtpferde aber nicht: sie scheinen die blöden Augen ihrer Eigenthümer zu haben, und wie diese ihre Lorgnetten für sich brauchen, so kommen sie ihren Pferden mit Fackeln und Wagenlaternen zu Hülfe.

Seit einigen Jahren kommen die beleuchteten Wagen sehr in Gang; sie haben zwey drey, vier, auch wohl sechs Laternen aufstecken, vorne zwey oder drey, oder an den vier Ecken überall eine, oder auch im Mittelraum noch zwey. Bey Landparthien, wo

man erst spät zur Stadt zurückkömmt, ist diese Erfindung nicht übel; in der beleuchteten Stadt aber sieht der illuminirte Kasten freylich ein Bischen affectirt aus, indessen schadet's niemand, und er hilft die Gassenbeleuchtung verstärken: auch haben die darin Sitzenden — besonders wenn sie zu den Geschöpfen gehören, die sich überall gern zur Schau geben, das Vergnügen, von allen Vorübergehenden gesehen zu werden.

Ganz anders ist es mit den Fackeln, womit die Läufer vor den Kutschen herrennen. Der kaiserliche Hof hat keine Läufer, und wenn er bey Nacht durch die Stadt oder Vorstädte fährt, so hat er vor seinen Wagen zwey Vorreiter mit geschlossenen Laternen. Dieses bescheidene und vernünftige Beyspiel nachzuahmen, hat den Großen in Wien noch nicht beliebt, und es wird wohl noch die Zeit kommen, daß man ihnen durch ein Gesetz die brennenden Fackeln vor den Wagen verbiethen wird, wie man ihnen schon hat verbiethen müssen, mit diesen Fackeln über die Thorbrücken zu fahren. — Daß die schnau-

benden Bengel von Läufern die übrigen friedlichen Fußgänger oft halb zu Boden werfen, und beynahe täglich mit dem schmelzenden Pech ihrer Fackeln beträufeln: dieses kömmt zwar nicht in Anschlag; daß sie aber selbst bey heftigen Winden ihre Fackeln an den Straßen- und Häuser-Ecken so heftig ausklopfen und abschlagen, daß die brennenden Pechstücke halbe Viertelstunden lang fortlodern, daß sie auf zwanzig Schritte weit vom Winde fortgeführt und in die Oeffnungen der Keller und Holzgewölbe rollen, und Häuser in Brand stecken können: dieses verdiente allmählig doch eingestellt zu werden.

* * *

Sobald von Kutschen und Pferden die Rede ist, wie könnte man da vom Schnellfahren schweigen, welches unter die unaustilgbaren Erbsünden der großen Städte gehört?... Es werden freylich von Zeit zu Zeit scharfe Verordnungen in dieser Sache gegeben, besonders nachdem eben ein grosses Unglück dadurch entstanden ist; allein

Verbothe gegen das Schnellfahren geben, heißt das Faß der Danaiden füllen: Vier und zwanzig Stunden, oder höchstens ein Paar Tage wirkt es, und dann ist es wieder der alte Schlender. Wenn heute der Kutscher sich bey seinem Schätzchen oder im Bierhause verspätet hat, und dann wie unsinnig durch die Straße jagt, um seinen Herrn nicht zu spät aus der Kanzelley, von der Tafel, oder aus dem Theater zu hohlen: so ist morgen die verspätete Toilette, das unvollendete Referat, oder das zu lange gedehnte Tete a Tete Schuld, daß die Herrschaft selbst den Kutscher zu dieser Sünde zwingt.

Kenner in dieser Sache sind überzeugt, daß dem Schnellfahren nicht wird abgeholfen werden, bis man, ohne Rücksicht auf Kutscher und Herrschaft, ohne Ausnahme der Person, jeden solchen Delinquenten bey Tag und Nacht auf offener Straße anhält, ihn vom Bock herabsteigen macht, und auf der Stelle mit 25 Hieben salbt..... Vor ungefähr 10 Jahren ist dieses Experiment

einige Mahl gemacht worden, und es hat auf einige Monathe geholfen. Wer es übertrieben findet, folglich kein Kutschengewühl kennt, der komme, sehe, und spreche dann selbst.

XXI.

Griechinnen unterm 48sten Grad Nordbreite. — Erkältungen.

Nachdem in Frankreich die bekannte Revolution schon einige Jahre gedauert, und sich ziemlich befestiget hatte, sprach man dort viel von Griechen und Römern, und Römern und Griechen, und glaubte, in manchen Dingen jenen glänzenden Mustern republikanischer Auserwähltheit und Größe recht nahe gerückt zu seyn. Die Männer hielten es vorzüglich mit den Römern, und ahmten sie — in einem Puncte — getreulich nach. Die Weiber ließen sich ebenfalls

viel von den Römerinnen sagen, und hatten eine Weile Lust, diese weiland Viragines an der Tiber in sich neu aufleben zu machen; aber es ging nicht: die römischen Matronen waren zu steif, kalt, spröde, zu sehr in ihre Häuser verschlossen, kurzum zu ennuyant. Also schlug man sich auf die Seite der Griechinnen, das heißt, der griechischen Mädchen, wie sie in der Gesellschaft des Perikles, des Alcibiades, der Aspasi. ꝛc. gedeiht haben, man pikirte sich, munter, kopflos, launisch, verbuhlt, verschwenderisch, ꝛc. zu seyn, und halbnackt zu gehen.

Nun liegt Griechenland bekanntlich zwischen 37 und 40 Graden; das dortige Clima ist milde, das Land hat einen heiteren Himmel, sehr gemäßigte Luft und eine gar kurze Epoche von gelindem Winter; ganz anders ist es in Paris, welches um so viele Grade nördlicher liegt, und fast das ganze Jahr eine unfreundliche Witterung hat.

Unter gleichem Grade wie Paris liegt auch Wien, nämlich unter dem 48sten nörd-

Digitized by Google

licher Breite. Als die Pariserinnen anfingen, Griechinnen zu spielen, war der erste Abscheu vor Frankreich bereits ziemlich verschwunden, und man wagte es schon wieder, den alten Schlender in Modesachen zu befolgen, das heißt, die pariſiſchen zu kopiren. Also entstanden denn auch bey uns die atheniſchen- und korinthiſchen Mädchen zu tausenden. Die Haare wurden in Flechten und Knoten um den Kopf geschlungen; Hals, Backen, Busen und Arme wurden so heidniſch nackt, als es nur immer noch einiger Maßen mit der christlichen Decenz vereinbarlich war; der ganze Körper wurde so leicht gemacht als möglich: ein kurzes Hemdchen ohne Aermel, bis unter die Schultern und Brüste ausgeschnitten, darüber ein knapper Sack von dünster Seide, von Musselin oder von irgend einem anderen so feinen Gewebe, das jede Bewegung, jedes Muskelspiel des Körpers in allen seinen Wendungen und Stellungen getreulich abformt und zur Schau stellt: das war und ist noch das Wesentlichste unserer heutigen Griechinnen.

Unsere jungen Herren gerathen beym Anblick dieser lieblichen Töchter von Hellas allerdings in nicht geringes Entzücken; sie wünschen, je eher je lieber ihren Wohnplatz ganz in Griechenland umgeschaffen zu sehen, und rufen schon zum voraus voll Freude, „Welch Vergnügen, wenn ich Morgens mit einer Aspasia an der Toilette scherzen, Mittags mit Perikles speisen, Abends eine Komödie von Aristophanes ansehen, zwischen Anakreon und Glycere soupiren, und mit Lais im Mondenlicht durch den Ceramicus lustwandeln werde!... Die lieben Herrchen wissen nicht was dort geschrieben steht:

Non cuivis datum est adire Corinthum!

und ihr ganzes Griechenthum besteht denn größten Theils in einigen ungezogenen Läppereyen und dreisten Zudringlichkeiten.

Nun wieder zu unseren Griechinnen. Manche derselben haben ihre Griechheit schon sehr theuer, und einige sogar mit dem Leben bezahlt; denn das beliebte Costüm

vom Ufer des Ilyssus und der korinthischen Meerenge an den Ister verpflanzt, den der Wind von den Sudeten und Karpathen manchmahl Monathe lang mit Eis überzieht, verursacht häufige und gefährliche Erkältungen, welche selbst tödtlich werden, wenn man aus dem strotzenden Schauspielhause, vom erhitzenden Ball oder begeisterten Souper in der starrenden Winternacht so leicht bekleidet zum Hausthor kömmt, wo der Nordwind durchpfeift, und dort zu Viertelstunden auf den im Gedränge befindlichen Wagen oder Tragsessel warten muß. Auf diese Art sind vor kurzem einige blühende Weiber und Mädchen schnell — weil schon vom griechischen Costüm die Rede ist — in Charons Nachen hinab gestiegen; und doch hat selbst dieses Beyspiel ihre hiesigen Schwestern nicht merkbar geschreckt.

XXII.

Der Ridikül.

Noch vor fünf und zwanzig Jahren fanden die Weiber kaum Mittel genug, sich recht breit zu machen; der damahlige Strickrock wuchs zu einer Peripherie an, daß die beyden Enden davon zu den Wagenfenstern hinaus ragten, und keine Dame selbst durch die weiteste Flügelthüre gerade vorwärts gehen konnte. Wenn man jetzt noch manchmahl eine abgelebte Matrone auf dem Theater in jenem echten Gala-Prunk auftreten läßt, so heißt es Caricatur, und das werthe Publicum lacht sich halb krank darüber.

So fällt man von einem Extrem auf das andere: heut zu Tage wollen sämmtliche Töchter Evens so schmahl seyn als möglich. Unter dem ehemahligen Strickrock und den Buffanten waren ein Paar Säcke, die für ein Magazin dienen konnten, und wo hinein oft ein halbes Dutzend Teller voll Confituren und Obst geleert wurden. Jetzt darf unter dem dünnen griechischen Röckchen und Hemd-

chen — wenn doch eines da ist — nicht so viel Raum seyn, daß ein seidnes Börschen mit drey Ducaten Platz fände; man will schlank seyn wie eine Pappel, ohne Falte und Wülstchen.

Da man aber denn doch Bedürfnisse hat, die ein Schnupftuch, einen Fächer ꝛc. nöthig machen; da man ein Plätzchen braucht, um einen weiblichen Arbeitszeug pro forma, und ein Billet doux im Ernste aufzubewahren, so hat man glücklicher Weise den Ridikül erfunden. Dieses Möbel ist nichts anderes als ein größerer oder kleinerer, schlichter oder verzierter runder Beutel, der oben zugeschnürt wird, ungefähr wie die Beutel der Tabaksraucher. Er ist jetzt das Universal-Magazin der weiblichen Welt, worin die ganze Masse jener wichtigen Nichtswürdigkeiten steckt, die zur Wesenheit unserer eleganten Damen gehören. Ein Weib oder Mädchen ohne Ridikül außer dem Hause, wäre was ein Soldat ohne Patrontasche, ein Schiffer ohne Compaß, ein Negociant ohne Börsenzettel.

Das Inventarium eines Ridikûls wäre manchmahl ein kurioſes, manchmahl ein intereſſantes Ding. Mancher Ehemann würde darin die Grundurſache der guten oder böſen Laune ſeiner werthen Hälfte; mancher Liebhaber den Schlüſſel zum Herzen ſeiner Schönen; mancher Doctor die Diagnoſis einer Unpäßlichkeit viel ſicherer als im Pulſe finden.....

Nicht ſelten iſt dieſer Ridikûl eine wahre Pandora-Büchſe.

XXIII.

Lectüre.

„Aber wozu nützt das Leſen?“ — ſo fragte einſt der franzöſiſche König Ludwig XIV. bey der Tafel den Herzog von Vivonne. Sire! antwortete der Herzog, das Leſen wirkt auf den Geiſt eben ſo, wie ihre ge-

Digitized by Google

bratenen Rephühner auf den Körper. Der wackere Mann war wohl bey Leibe, und hatte eine recht blühende Gesichtsfarbe.

Dieser Ausspruch des Vivonne könnte allenfalls auch zur Antwort auf die Anfrage dienen, welche man vor einigen Jahren in einem in Wien gedruckten Journal gethan hat:„ Ob das Menschengeschlecht durch die Erfindung der Buchdruckerkunst etwas gewonnen habe?" — Eine Frage, neben welche man allenfalls auch folgende stellen könnte: Ob das Menschengeschlecht durch die Erfindung der Kochkunst etwas gewonnen habe? — denn es gab ja bekanntlich einst recht rüstige Menschen, die rohe Eicheln und rohes Fleisch, mit eben so viel Appetit verzehrten, als wir jetzt ein Hühnerfrikasse oder eine Schnepfenpastete.

Es ist schon bald ein Viertel-Jahrhundert, daß im Publico von Wien eine etwas ungewöhnliche Aufwallung für bessere Lectüre entstand; sie dauerte aber nicht gar lange, und ist seitdem stets mehr ins Sinken gerathen: ein Umstand, der für die Frager

über den Nutzen der Buchdruckerkunst nicht wenig trostreich seyn muß.

Die jüngste saubere Periode der französischen Geschichte hat zwar die Lust zu lesen wieder etwas aufgeregt; aber das war eigentlich nur ein Trieb der Neugierde, mit etwas politischer Schwadroniersucht versetzt, und der leidige Gegenstand hat denn endlich alle Welt ermüdet und angeeckelt.

Heut zu Tage lesen in Wien eigentlich nur zwey Classen von Menschen: diejenigen, welche aus Geschmack, Pflicht oder Angewohnheit sogenannte Brodwissenschaften treiben; und diejenigen, welche sich vor der Langweile retten wollen, aber keine theueren Unterhaltungen mitmachen können.

Diese Angabe ist Regel; wie von jeder Regel, so gibt es zwar auch von dieser Ausnahmen, deren Verhältniß jedoch zur erstern so unbedeutend ist, daß es nicht in Betrachtung kömmt.

Die Lesegegenstände der ersten Classe bestimmen sich von selbst; es sind nähmlich die eigentlich scientifischen Werke; und in dieser

Hinsicht ist man noch ziemlich erbaut, die Lesezimmer der hiesigen öffentlichen Bibliotheken stets so stark besucht zu finden.

Die Seelenspeise der zweyten Classe ist das unausrottbare, sich ewig fortpflanzende und vermehrende literarische Polypen-Geschlecht der flachen, stets geist- und oft sinnlosen Romane und platter Flugblätter. Wahrlich, der Mann hat Recht, welcher sagte: „das Glück von tausend Büchern macht bloß das genaue Verhältniß zwischen der Ideen-Armuth des Verfassers und der Ideen-Armuth des Publicums.“ Denn, wenn dieses nicht wirklich der Fall wäre, wie hätten die zentnerschweren Schreibereyen von Eckartshausen und Cramer, die unsinnigen Geister- und Zauber-Romanen, die albernen Ritter- und Banditen-Geschichten, die hundertbändigen Land- und Winter-Bibliotheken, die unabsehbaren Reihen von blauen, gelben, grünen, rosenfarbnen ꝛc. ꝛc. Romanen-Bibliotheken auch nur den Druckerlohn ersetzen können!

Fern sey es von mir, ein Buch deßwe-

gen für nichtswürdig zu halten, weil es die Form eines Romans hat: im Gegentheil, es gibt einige wenige dieser Art, die mehr Geist, Weltkenntniß und Lebensweisheit enthalten als ganze Dutzende von sehr ernsthaften und schweren Werken; aber gerade solche sind in der Welt der gewöhnlichen Romanenleser am wenigsten bekannt.

Bey Gelegenheit der Lectüre ist es ganz natürlich, auch von den Schriftstellern zu reden. Ein Freyherr von Lichtenstern, welcher sich seit einigen Jahren viel und glücklich mit der österreichischen Staatskunde abgibt, versichert in seiner statistischen Schilderung, die österreichische Monarchie habe 900 Schriftsteller, worunter die überwiegende Zahl von 720 deutschen Autoren sey; unter diesem ganzen Schriftsteller-Personale befinden sich 4 fürstliche Personen, 21 Grafen und 35 Baronen; — eine glänzende Priesterschaft im Tempel der Musen — auf Vier österreichische Autoren komme aber jährlich nur Ein litterarisches Product; folglich lieferten die österreichischen Länder, bey

einem Flächeninhalte von 10,000 Quadrat-Meilen und bey einer Population von 24 Millionen Seelen, jährlich nur 245 Schriften aller Art.... Welche Sterilität gegen die kaninchenartige literarische Zeugungskraft in den bloßen zwey sächsischen Kreisen!... Dieser Abstand wäre wirklich eine Art von Schande, wenn es nicht eine allbekannte Sache wäre, daß man von so vielen Büchermachern an der Elbe, Pleiße, Saale, Spree ꝛc. sagen darf:

Ingenii largitor — Venter!

XXIV.

Einfluß der Weiber auf die Lectüre.

Wenn heut zu Tage ein Buch in Wien sein Glück machen soll, das heißt, wenn es stark gekauft oder doch gelesen werden will, so muß es die Weiber interessiren.

Zur Erweckung dieses Interesse gibt es

drey Wege: Erstens recht viel von Liebe im Buch; zweytens enthusiastische Lobsprüche auf das weibliche Geschlecht; oder drittens auch pikante Kritik über dasselbe.

Recht viel von Liebe; man mag nun immerhin dagegen sagen:

„Schon wieder Liebe! und ewig Liebe!
Und nichts als Liebe?

so ist die Antwort darauf:

„Närrchen, wovon
Denn sonst? und was ist unterm Mond
denn wohl der Rede werth, als Liebe?
Und unterm Mond und überm Mond
was anders ist's, als ew'ge Liebe,
was überall athmet, wirkt und webt,
und alles bildet und alles belebt*)?

Die weiblichen Geschöpfe, welche sich mit Lectüre abgeben können, sind in der Regel die Mädchen und jüngeren Weiber aus der wohlhabenden Classe, denen es an nichts gebricht, was zur Lebens- und Leibesnothdurft gehört, die folglich aller

*) Wieland. Liebe um Liebe.

Sorgen und Arbeiten überhoben sind, und somit Muße genug, ja sogar den Drang haben, bloß ihre Phantasie arbeiten zu lassen. Da nun bey reichlicher Diät und Müßigang der schöne Trieb (la belle passion: frühzeitig und gebietherisch in laeva parte mamillae *) zu rumoren anfängt, unsere überfeinen gesellschaftlichen Verhältnisse aber der Befriedigung desselben tausend Hindernisse in Praxi entgegen stämmen, so ist es sehr natürlich, daß die lieben Kinder sich wenigstens mit der Theorie davon unterhalten, und das Glück der Liebe im sympathetischen Einklang mit den idealischen Helden und Heldinnen der Romane fühlen, von dessen reellen Genuß strenge, oder eigensinnige, oder eigennützige Väter, Mütter, Onkeln, Tanten ꝛc. sie noch immer ausschließen. — Bey dem hübsch zahlreichen Orden junger Weiber aber, die (freylich oft nur in ihrer Idee) unglücklich verheirathet

*) Diesen bekannten halben Vers ihren Schönen zu übersetzen, überlasse ich unseren jungen Herren, zu einiger Uebung im Latein.

Digitized by Google

sind, müssen die giganten von moralischer Vollkommenheit, welche in den Alltags-Romanen wie Pilze aufschießen, die getäuschten Erwartungen aus dem wirklichen Leben ersetzen, und die exaltirte Malcontentin für das désagréable personnage des mürrischen oder eigensinnigen Herrn Gemahls entschädigen.

Enthusiastische Lobsprüche auf das weibliche Geschlecht. Da das moralische Lebensprincip der Weiber von einem Pol bis zum andern bekanntlich Eitelkeit ist, diese aber nach Schmeicheley dürstet wie das Auge nach Licht, das Ohr nach Wohlton, und da man diese Farbe selbst bey verständigen Weibern hübsch dicht auftragen darf, ohne Gefahr sie zu beleidigen, so ist es in der Ordnung, daß jedes Buch, worin die Posaune zur Ehre der Evenstöchter tönt, den ersten Platz auf der Toilette erhalte.... Haben sie das Buch N. N. schon gesehen? schallt es den eintretenden Liebhabern, Hausfreunden, ja sogar den Männern entgegen; es soll scharmant seyn, ich muß es

lesen; und nun haben die benannten Herren nichts Angelegneres zu thun, als eilig zum Buchhändler zu laufen, und das papierne Rauchfaß für die Hausgöttinn zu hohlen.

Pikante Kritiken. Dieß ist eine Leserey für die etwas älteren Schönen. „Man muß doch sehen, was der Pedant, der Frokese, der Kaliban gegen uns sagt, der vermuthlich nirgends sein Glück machen kann!" — Verabschiedete und schmollende Liebhaber suchen ebenfalls diese Bücher, um sie der Grausamen oder Undankbaren in die Hände zu spielen, oder sich selbst durch die Ansicht des häßlichen Bildes über ihren Unstern zu trösten.

XXV.

Theater an der Wien.

Dieses jüngste aller hiesigen Schauspielhäuser hat trotz den wenigen Jahren seines Daseyns schon mancherley Herren und Schicksale gehabt.

Digitized by Google

Der bekannte Emanuel Schikaneder fing im Jahre 1797 den Bau desselben an, und vollendete ihn mit so außerordentlicher Geschwindigkeit, daß er im Junius 1800 schon darin spielen konnte. Den Tag bevor er hierher übersiedelte, gab er im alten Theater auf der Wieden noch ein Gelegenheitsstück, betitelt Thespis, den er selbst spielte, und dann mit seiner ganzen Truppe mit Sack und Pack über den Wienfluß herüber in den neuen dramatischen Tempel zog. Da sah man den bekannten alten Vers realisirt.

Dicitur et plaustris vexisse poëmata Thespis!

Das Theater liegt an einem ziemlich günstigen Platz dießseits der Wien, hinter der ersten Häuserreihe der dortigen Vorstadt; Schade, daß man es nicht ganz vorne auf das Glacis gesetzt hat, denn diese Lage wäre ungleich schöner und vortheilhafter. — Der Architekt war ein hiesiger Baumeister, Nahmens Jäger.

Es hat zwey große Eingänge: den einen vorne gegen die Hauptstraße, wo die Fiacker halten müssen; den anderen an der Sei-

Digitized by Google

te gegen die Stadt, wo die Herrschaftswagen anfahren. Bekanntlich setzt man sonst auf die Eingänge der Schauspielhäuser eine von den Musen der dramatischen Kunst; Herr Schikaneder aber muß seine werthe Person für interessanter gehalten haben, als Thalien und Melpomenen, denn er ließ sich selbst als Papageno über dieses Thor setzen, wie er sein Lockpfeifchen gegen die Stadt hinein bläst, und neben ihm ein paar pausbackige Buben, die ihre Netze schon voll — Vögel haben .... Man sagt, er habe dieses gethan, weil ihm der beliebte Papageno oder die allbekannte Zauberflöte — welche er ungefähr sechsthalbhundertmahl gab — vorzüglich auf die Beine geholfen hat. Das mag seyn; indessen habe ich den guten Emanuel, der gegen sechs Fuß hoch ist, einen Speckhals hat wie Vitellius weiland, eine gute Klafter in der Peripherie mißt, und so ein dritthalb Zentner wiegt, immer als einen etwas schweren Papageno gefunden.

Das Theater selbst ist geräumig, etwas

breiter, und um vieles tiefer als jedes andere hier; man kann es rückwärts in einen Hof und bis auf eine Straße öffnen, und somit Gegenstände, die ein solches Perspective fordern, gut darstellen. Diese Anlage wird denn auch auf eine höchst eingreifende Art benützt: so kömmt zum Beyspiel die Gräfinn Walltron (in dem bekannten Stück) in einem ordentlichen Pirutsch mit vier leibhaften Postpferden bespannt, und fährt in Carriere auf dem Theater herum; so kömmt der Prinz mit einer Suite von Adjutanten und Husaren zu Pferde, und alles dieses sprengt im Galopp im Lager herum. In einem anderen Stücke marschirt Cavallerie in Reih und Glied auf, und haut in Infanterie ein ꝛc. lauter Dinge, an denen sich das liebe Publicum nicht satt sehen kann.

Die Höhe des Hauses ist so, daß man die Cortine und Decorationen ganz empor ziehen kann, ohne sie aufzurollen. Unter den Decorationen sind viele recht gute und manche prächtige, und die Maschinerie ist leidlich. Auf der Cortine ist die Landschaft und

Digitized by Google

der Baumschlag gut, die Figuren ziemlich schlecht, und das Ganze wird durch den läppischen Einfall verdorben, eine große Schlange, ich weiß nicht mit wie viel Köpfen (sollte vermuthlich Neid und Verfolgung vorstellen) auf den armen Schächer Thespis loszulassen, der mit einem Jammergesicht in der Mitte steht, nicht weiß wo aus noch ein, und von einem kleinen Genius mit dem Flammenschwert gerettet wird.

Das Amphitheater hat ein freundliches Ansehen, es ist himmelblau mit Silber. Es hat achtzehn Logen, zwey Parterre, und vier Gallerien über einander. Um für mehr Menschen Platz zu gewinnen, hat man die Sitze allenthalben etwas mehr zusammen gedrängt als bequem ist. Im Ganzen ist dieses Theater besser gebaut als die übrigen hier.

Schikaneder gab Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele, mitunter auch sogenannte große heroische Opern, meistens von seinem eigenen Machwerk.

Nach zwey Jahren kaufte ein hiesiger Kaufmann, Nahmens Zitterbart, welcher

Digitized by Google

schon bey dem Bau des Theaters ein großer Theilhaber war, das Privilegium auf dieses Theater, das Theater selbst, die Garderobe und allen dahin gehörigen scenischen Plunder für 100000 Gulden vom Hr. Schikaneder vollends an sich, und war dann alleiniger Eigenthümer. Schikaneder mußte die Direction abgeben, ging auf das Land, und kam nur selten, um eine seiner alten Rollen zu spielen.

Das ging in die Länge nicht an. Schikaneder hat sein eigenes Publicum, dieses vermißte ihn allenthalben, und äußerte seine Sehnsucht nach ihm so laut, daß Zitterbart den unentbehrlichen Mann neuerdings herbey rufen, und zum Director seines Theaters machen mußte.

Zitterbart vermehrte sein Personale, bezahlte es gut, auch wohl übermäßig, wußte sogar Leute von den Hoftheatern auf das seinige zu ziehen, und sorgte besonders für Sänger und Sängerinnen. Nebst den eigenthümlichen Lieblingsstücken seiner Bühne, fing er jetzt an hauptsächlich Singspiele von

den Pariser Theatern zu geben, die zum Theil recht gut exequirt, und so häufig mit neuen und immer neuen gewechselt wurden, daß sein Haus stets voll war.

Das Theater an der Wien, welches Anfangs bloß mit dem Leopoldstadt-Theater rivalisirt hatte, rivalisirte jetzt sogar glücklich mit den Hof-Theatern in der Stadt.

Unter dem sämmtlichen spielenden und singenden Personale ist zwar nicht ein einziges hervorragendes Talent; allein die Leute sind so zusammen gewöhnt, daß sie manche Stücke recht leidlich aufführen; dieß ist aber auch das Maximum was man von ihnen sagen kann, obschon sie unter den alten und jungen Wienern eine ganze Legion enthusiastischer Lobredner haben, denen in einem anderen Theater gar nichts gefällt, und die in der Hitze der Hundstage wie im Schneegestöber des Januars keuchend dorthin traben, um das Labyrinth oder den Walltron zu sehen.

Unter die Dichter dieses Theaters gehörten — wenigstens in der Schikanederischen

und Zitterbartischen Zeit — vorzüglich auch der Maschinist, der Decorateur und der Schneider, so wie unter die Acteurs eine Compagnie Füsiliers und ein Zug Cavallerie-Pferde gehörten; denn die Lobeserhebungen der dortigen Stücke fangen gewöhnlich mit der Litaney von schönen Decorationen, künstlichen Verwandlungen und prächtigen Kleidern an. Hat vollends Infanterie und Cavallerie viel bey einem Stück zu thun, so ist sein Glück gemacht; bey solchen Vorstellungen haben die Cassiers nicht Hände genug zum Geld nehmen, und ein Paar hundert Schaulustige müssen aus Mangel an Platz bey der Thüre wieder umkehren.

Dieß ist aber auch nöthig, wenn sich das Theater erhalten soll. Unter Zitterbart betrugen die fixen Besoldungen des sämmtlichen zum Hause gehörigen Personale wöchentlich 2000 Gulden, macht in einem Jahre bloß an Besoldungen 104000 Gulden. Hierzu rechne man noch die theuern Decorationen und Garderobe, die Maschi-

nerien, die Beleuchtung, die Wachen, die Statisten, deren man stets eine ungeheuere Menge braucht, die Bezahlung für die Dichter, Uebersetzer, Musik-Compositoren, die Unterhaltung des Gebäudes ꝛc. Alles dieses nur als die Hälfte der Besoldungssumme angeschlagen, macht 54000 fl. Folglich hatte dieses Theater bloß für reine Ausgaben jährlich 158000 Gulden nöthig.

Eine neue Scene! Im Jahre 1804 kaufte der Baron Peter von Braun, Pächter und Vice-Director der beyden Hoftheater, dieses Theater von Zitterbart plötzlich an sich, und wie man sagt, um den hohen Preis von Einer Million. Mit Anfang der Fasten wurde schon auf seine Rechnung gespielt. Er behielt das ganze Personale, außer dem Director Schikaneder, welcher augenblicklich abtrat. Es wurde nach der Zitterbartischen Anlage fortgespielt, und hauptsächlich auf die französischen Operetten gehalten.

So ging es ein halbes Jahr: und nun... mirabile dictu!.... rief auch der Baron

von Braun den schnell verschwundenen Schikaneder wieder herbey, und stellte ihn mit Anfange des Septembers an die Spitze seines so neu und so theuer angekauften Theaters an der Wien.

Wahrhaftig! es ist, als ob im Buche des Schicksals geschrieben stünde, daß Schikaneder nicht ohne diesem Theater, und dieses Theater nicht ohne Schikaneder seyn könne!

XXVI.

Sonntags-Publicum.

Das Publicum!.... Nichts ist geschwinder gesagt, aber unter hunderten, die das Wort aussprechen, denkt sich fast jeder andere Bestandtheile von dem was Er das Publicum nennt; denn, der Prediger hat sein Publicum, der Autor hat sein Publicum, der Journalist und Zeitungsschreiber

haben das ihrige, der Künstler hat sein Publicum, der Kaufmann, der Gastwirth, der Kaffehsieder, der Feuerwerker, selbst der Käsekrämer hat das seinige, und jeder spricht: das Publicum will dieß, das Publicum will das, man muß das Publicum gut bedienen, das Publicum leidet dabey ꝛc. ꝛc.

Die Prater-Allee rechts hat ihr Publicum, und die Prater-Allee links hat ihr Publicum, der Schwarzenbergische Garten hat sein Publicum, der Augarten hat sein Publicum, die Bastey hat das ihrige.

Allein dieses Publicum ist nicht immer das nähmliche. Man gehe nur von der ersten Prater-Allee in die zweyte: welch ein Abstand! gerade als wenn man plötzlich aus der Hauptstadt in eine Provinzstadt gereiset wäre.... Man gehe in den Augarten frühe vor 9 Uhr, und gehe dahin Abends um 6 Uhr; ganz ein anderes Publicum.... Man spatziere über die Basteyen am Samstag, und wiederhohle dieses am Sonntag; es findet sich ganz eine andere Welt daselbst.

Vor allen aber haben die Schauspiel-

häuser ihr Publicum: die Hoftheater haben das ihrige, das Theater an der Wien hat das seinige, der Kasperl hat das seinige, auch das Theater in der Josephstadt hat das seinige.

Auch dieses Publicum ist nicht immer das nähmliche: ein anderes an Wochentagen, und ganz ein anderes an Sonntagen und Feyertagen.

Auffallend ist der Abstand, wenn man an diesen Tagen in die besseren Theater geht. — Da wird gewaltig geräuspert und geschneutzt, da werden noch häufige Thränen aus den Augen gewischt, wenn die Vorstellung rührend oder tragisch ist; da ertönt ein hellschallendes anhaltendes Gelächter, ein betäubendes Beyfallklatschen, wenn das Schaustück komisch ist.

An solchen Tagen gehen nähmlich die geringeren Bürgersleute, die kleineren Beamten und Hausofficiere, und mancherley Menschenclassen hinein, für die das Theater nicht bloßer Conversations-Platz oder Asyl gegen die Langeweile ist, wie für das reichere Pub-

licum, sondern wirklicher Genuß und hinreissende Täuschung, ohne viele Bekanntschaft mit dem ästethischen Werthe der Stücke.

Auch benützen die Herren Schauspielunternehmer diesen Umstand: sie geben an solchen Tagen gewöhnlich Sachen, wo recht viel zu schauen ist, oder gräßliche Ritterstücke, wundersame Zauberstücke, auch Lustspiele mit hoch-derben Späßchen durchspickt.

Diese Spielwerke, welche das Publicum der Wochentage mit Achselzucken und Naserümpfen aufnimmt, geben an Sonntagen ein köstliches Schaugericht für das Publicum des Tages. Der Dichter und der Schauspieler sind an den Tagen, wo es roth im Kalender steht, viel besser daran als an den übrigen; und selbst der feinere Kenner, der während des Stücks mit kaustischer Miene sagt: Heute ist wieder ein wahres Sonntags-Publicum da, selbst dieser beneidet oft den sonntäglichen Zuschauer um die lebendige Illusion, welche das matte Drama auf diesen macht, das sein Zwergfell oder seine

Thränendrüse in eine beynahe convulsivische Bewegung setzt.

Ein so mißliches Ding ist es um den hohen Beyfall des sogenannten Publicums. — Ein strenger Kritiker ärgerte sich einst gräulich über ein schlechtes Stück, das doch gewaltig applaudirt wurde. Aber Sie hören doch den Beyfall des Publicums, sagte man ihm. — Das Publicum! rief er; das Publicum! wie viele Maulaffen braucht es denn auch, um ein Publicum beysammen zu haben?....!

XXVII.

Pensions-Institute.

„Siebzig bis achtzig Jahre, ist des Menschen höchstes Ziel," sagt König David der Mann nach dem Herzen Gottes. Aber noch ehe wir an dieses Ziel gelangen, und wenn wir es vollends um einige Jährchen

Digitized by Google

überschreiten, sind wir sehr häufig schon abgestumpfte Geschöpfe, Invaliden an Leib und Seele.

Dieses Schicksal trifft beynahe noch häufiger Leute, die mit dem Kopfe, als jene, die mit Händen und Füßen arbeiten.

Die öffentlichen Staatsbeamten und die Hausbeamten des Hofes haben, wie billig nach langen Dienstjahren und bey einem siechen Körper, die Anwartschaft auf eine normalmäßige Pension.

Unter der großen Maria Theresia, die es an Wohlthätigkeit nie fehlen ließ, wo es ihr möglich war, durften verdiente Leute sicher auf Pensionen rechnen, nur das Mehr oder Weniger hing oft von Protectionen ab, und wurde somit — freylich ohne Schuld der Monarchinn — nicht immer ganz nach Verdiensten ausgespendet. Um diesem Gebrechen abzuhelfen, errichtete Kaiser Joseph II. ein festes Pensions-Normale, sowohl für die Beamten selbst, als für die Witwen derselben; und dieses wird im Ganzen auch jetzt noch befolgt.

Digitized by Google

Eben so ist die Einrichtung in großen adelichen Häusern, wie auch in den Häusern der größern Bankiers, Agenten, und anderer wohlhabender Privatleute, wo alte abgelebte Domestiken für treu geleistete lange Dienste lebenslänglich versorgt werden.

Indessen gibt es noch mancherley Classen von Leuten, welche auf die oben erwähnten Anstalten keinen Anspruch zu machen haben, und die also in freywillige Verbindungen zusammen getreten sind, um durch privat Pensions-Institute (jedoch unter Autorisirung des Staats) für sich und die Ihrigen zu sorgen.

Die vorzüglichsten dieser Institute in Wien sind folgende:

Pensions-Anstalt der Mitglieder der juridischen Facultät; es steht jedem frey, in das Institut einzutreten oder nicht. Wer beytreten will, erlegt nach erhaltener Doctor-Würde 200 fl. mit Einmahl, und bezahlt dann einen alljährlichen Beytrag von 20 fl.

Pensions-Anstalt für die Witwen der

hiesigen Aerzte: Einlage 450 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Witwen-Societät der bürgerlichen Chirurgen: Einlage 225 fl. jährlicher Beytrag 10 fl.

Pensions-Anstalt der Tonkünstler-Gesellschaft: Einlage 150 fl. jährlicher Beytrag 12 fl. Diese Gesellschaft gibt alljährlich in der Woche vor Weihnachten im Hoftheater zwey große Akademien, wovon der Ertrag in den Pensions-Fond ihrer Witwen fließt.

Pensions-Anstalt der bildenden Künstler, als da sind: Mahler, Bildhauer, Kupferstecher ꝛc. sowohl für sich selbst, in den Jahren, wo die Sinne für die Kunst schon stumpf geworden sind, als für ihre Witwen und Waisen. Einlage dabey von 100 bis 400 fl. jährlicher Betrag von 8 bis 32 fl. Sie haben von dem jetzt regierenden Kaiser eine gewisse Zahl von Redouten erhalten, die alljährlich am Sonntag vor dem Katharinentag gegeben wird, und wo-

von der Ertrag zu ihrem Fond geschlagen wird.

Pensions-Institut der bürgerlichen Kaufleute: Einlage 400 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Pensions-Institut der Hausofficiere: Einlage 100 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Hülfs-Confraternitäts-Casse für die Handlungsdiener: Einlage bis zum vierzigsten Jahre 5 fl. jährlicher Beytrag 2 fl. vom ein und vierzigsten Jahre, Einlage 10 fl. jährlicher Beytrag 5 fl. Pension monathlich 10 fl. gegen Entrichtung von 50 fl. erhalten auch die Witwen und Waisen die nähmliche Pension.

Pensions-Institut für die Wittwen der Lehrer der Trivial-Schulen in den Vorstädten: Einlage 10 fl. jährlicher Beytrag 6 fl.

Witwen- und Waisengesellschaft für herrschaftliche Wirthschaftsbeamte: Einlage 200 fl. jährlicher Beytrag 16 fl.

Pensions-Institut für Witwen und Waisen der Trompeter und Pauker: Einlage 12 bis 18 fl., jährlicher Beytrag 2 fl.

Digitized by Google

Die Verbrüderung zur Wohlthätigkeit, ein Institut der Livree-Bedienten: Einlage monathlich 10 kr.; ein dienstloser Bedienter erhält monathlich 4 fl. die Witwe 3 fl.

Die Capitalien dieser Institute sind entweder in öffentlichen Staatsfonds, oder auf andere sichere Art auf Zinsen angelegt. — Bey einigen werden die Pensionen stets in gleicher Summe vertheilt; bey anderen wird die jährliche Dividende, nach der größeren oder kleineren Anzahl der pensionirten Mitglieder oder Witwen, größer oder kleiner gemacht.

Diese Institute machen wahrlich unserer Zeit und unserer Stadt Ehre. Es ist sehr zu wünschen, daß bey der stets wachsenden Theuerung aller zu unserem Leben nöthiger Bedürfnisse, noch mehr solche Tempel der Wohlthätigkeit zum Asyl für das verdienstlose Alter, für dürftige Witwen und Waisen eröffnet werden mögen!

Digitized by Google

XXVIII.

Die Nothhelferinn Euterpe.

Unter den holden neun Schwestern am Pindus ist bekanntlich Euterpe die Schutzgöttinn der Musik.

Diese schöne Kunst hat in Wien unzählige Tempel und Altäre, und das mit Recht. Eine Lobrede auf sie halten, wäre überflüssig, da ihr milder Einfluß seit den uralten Zeiten des Orpheus und Amphion, sich durch alle Jahrhunderte und bey allen Völkern auf eine wohlthätige Weise bewährt hat. Auch fanden sich hier schon seit langer Zeit Priester vom ersten Range für den Dienst Euterpens, und machten Tausende von eifrigen Proselyten für die herzenlenkende Göttinn.

Um nur einen Blick auf die neuesten Zeiten zu werfen: wer denkt nicht noch mit Enthusiasmus an die Zauberer Gluck und Mozart? haben wir nicht noch Haydn, Salieri, Weigl, Beethoven ꝛc. ꝛc. ohne der Tonsetzer vom zweyten Range zu erwähnen,

Digitized by Google

deren Anzahl größer ist, als an irgend einem anderen Platze.

Dieses respectable Chor von großen Meistern hat denn natürlich einen so großen Haufen von Dilettanten gebildet, und eine so allgemeine Anhänglichkeit an das Vergnügen der Musik bewirket, daß nach Zeiten und Umständen Euterpe eine wahre Nothhelferinn wird.

Um das Publicum für irgend einen wohlthätigen Zweck zu interessiren, darf man nur eine musikalische Akademie geben, und es fällt sicher eine reichliche Einnahme aus.

Der dauerhafteste Beweis davon ist die alljährliche Akademie zum Besten der Witwen von Musikern. Sie wird in der Weihnachtswoche zweymahl im Burgtheater von einem aus mehr als zweyhundert Köpfen starken Orchester gegeben, und bringt stets eine ansehnliche Einnahme.

Eine ähnliche Akademie wird in der Charwoche für die Theater-Armen gegeben; dieß sind abgelebte Arbeits- und Hand-

Digitized by Google

werksleute, Billeteinnehmer, Instrumententräger, Ansager ꝛc. ꝛc. denen man zu ihrer kleinen Pension noch diese jährliche Gratification verschafft.

Seit der Wiedererrichtung des Bürgerspitals wird auch zum Besten der dort aufgenommenen Armen alljährlich eine fruchtbringende Akademie gegeben.

Man hat schon musikalische Akademien für Abgebrannte, für Wasserbeschädigte, für Soldatenwitwen, für das Institut von kranken Kindern, ꝛc. ꝛc. gegeben, und sie haben immer ihrem menschenfreundlichen Zwecke entsprochen.

Somit verdient Euterpe mit Fug und Recht den verehrlichen Nahmen einer Nothhelferinn.

XXIX.

Was ist die Stadt Wien werth?

Eine curiose Frage und eine schwere Aufgabe!.... Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich also erklären, daß diese Frage hier in dem Sinne zu nehmen sey, wie wenn man sich zum Beyspiel vor ein schönes großes Haus hinstellt, und fragt: was ist dieses Haus werth? Um den Werth eines Hauses zu bestimmen, nimmt man das jährliche Erträgniß davon zum Maßstabe an; und wollte man es allenfalls bey einer Brand-Assecuranz-Anstalt taxieren, so müßte man auch den Werth der darin befindlichen Möbeln in Anschlag bringen, um einen gehörigen Schätzungspreis anzugeben.

Wohlan! wir wollen nach eben diesen Grundregeln sehen, was die Stadt Wien werth ist.

Im Jahre 1789 gab das Erträgniß der Hausmiethe in der Stadt und in den Vorstädten die Summe von 2897275 Wiener Gulden, die an Capital-Werth — zu

5 vom 100 angeschlagen — 6194506 Gulden ausmachen.

Im Jahre 1801 gab eben diese Hausmiethe 4342812 Gulden.

Im Jahre 1804 kann man sie (nach den gewaltsamen Mietherhöhungen) auf die runde Summe von ungefähr 5500000 Gulden anschlagen.

Hierbey ist zu bemerken, daß alle Hof- und Staatsgebäude, die Gebäude für alle öffentlichen Anstalten, die Kasernen, Klöster ꝛc. nicht zu den fruchtbringenden Häusern gerechnet sind, und doch in der Stadt selbst ungefähr den fünften Theil derselben ausmachen. — Eine ansehnliche Zahl solcher Gebäude befindet sich auch in den Vorstädten.

Alle diese Gebäude nach dem für jetzt sehr mäßigen Miethpreis von Einer Million angeschlagen, gäbe also die Total-Summe von 6500000 Gulden.

Folglich gibt diese Summe an Capital-Werth zu 5 von 100, ungefähr 130 Milionen Gulden.

Digitized by Google

Dieß wären jedoch bloß die nackten Gebäude ohne alle innere Einrichtung. Wer die Ueberfüllung von Menschen in den Wienerschen Häusern, und den seit kurzem eingerissenen Luxus in Ameublement kennt, der wird es sicherlich nicht zu hoch finden, wenn ich den Werth der Tapeten, Spiegel, Parketten, Kästen, Sophas, Betten, Sessel, Tische, Luster ꝛc. ꝛc. ꝛc. auf die Hälfte des nackten Häuserwerths setze: gäbe also zu den 130 Millionen noch 70 Millionen.

Folglich in Summa Summarum zweyhundert Millionen.

Allerdings eine ansehnliche Summe! und doch, wer würde es auf sich nehmen wollen, für dieses Geld ein zweytes Wien herzustellen?

Digitized by Google

XXX.

Vorschlag zu einer großen Bequemlichkeit.

Man weiß, daß in Wien jährlich eine überwiegend große Menge von Menschen an der Lungensucht sterben; und eben so allgemein bekannt ist es, daß eine Menge von Lungenkrankheiten durch das unabläßige Auf- und Absteigen der vielen Treppen in den hiesigen hohen Häusern verursacht wird.

Gesetzt nun auch, daß man nicht eben lungensüchtig werde, so ist es doch eine äußerst unangenehme Sache, und ein Umstand der viel Zeit und Mühe verlieren macht, wenn man beynahe täglich so oft Treppen auf Treppen ab rennen muß, und nicht selten vergebens.

Man nehme den nächsten besten Fall, welcher jedem hier Wohnenden gewiß die Woche ein Paar Mahl begegnet. Ich wohne z. B. im dritten Stocke, und will heute so um fünf Uhr Abends zu H. A. gehen, um ein Geschäft zu betreiben. H. A. wohnt

auch im dritten Stocke, er ist zwar zu Hause, allein es ist der Agent Z. bey ihm, er kann mich heute nicht anhören, ich trete also wieder ab. Da ich schon Ein Mahl außer Hause bin, so will ich meinen guten Freund B. besuchen; er wohnt im vierten Stocke, ich erklettere den häuslichen Thurm: niemand zu Hause, es geht also wieder vier Treppen abwärts. Wohl! es ist bald sechs Uhr, ich gehe zu Herrn C. er wohnt nur im dritten Stocke, man freut sich, mich zu sehen, bedauert aber, daß man um halb sieben Uhr bey H. Y. seyn muß, wo man schon seit 14 Tagen engagirt ist. Ich verdaue auch diese sechs Treppen, und wandere zu der Familie D. Sie haußen zwar auch im vierten Stocke, aber die trifft man fast täglich zu Hause; ich arbeite mich schon etwas keuchend abermahl 60 Stufen empor; alle Hagel! an der Thüre kommen mir Herr und Frau D. entgegen, mit Theater-Billetten in Händen; sie wollen doch auch das neue Ballet sehen, von dem so viel Lärmens ist; ich soll, ich müsse mit ih-

nen, sie haben gesperrte Sitze im dritten Stocke, und da setzen wir uns zusammen, und plaudern recht herzlich; ich mache gute Miene zu bösem Spiel, trabe hinter ihnen drein die 60 Stufen wieder abwärts, und ins Theater, abermahl drey Treppen aufwärts. Nach dem Schauspiele nöthigen sie mich freundschaftlich, ein kleines Abendbrot mit ihnen einzunehmen, thut abermahl vier Treppen auf, vier Treppen ab, worauf ich dann zum Beschluß noch in meinen dritten Stock hinauf steige, und mich herzlich ermüdet zu Bette lege, nachdem ich seit fünf Uhr Abends sieben und funfzig Treppen, folglich nicht weniger als ungefähr 900 Stufen gestiegen bin.

Dieß waren nun, bis auf einen, lauter willkürliche Gänge. Nun nehme man einen Menschen an, der mancherley Geschäfte, Anfragen, Besuche, Aufwartungen ꝛc. von Amts- und Standeswegen zu machen hat: dieser kann des Tages ganz leicht siebzig bis achtzig Treppen auf und ab, und zwey bis drey Mahl die Hälfte,

oder auch wohl zwey Dritttheile derselben vergebens steigen, und Tags darauf die Runde von vorne anfangen.

Dieß ist unstreitig eine höchst beschwerliche Unbequemlichkeit, und gegen dieselbe wage ich einen Vorschlag:

Könnte man nicht, wenigstens bey den Wohnungen im zweyten, dritten und vierten Stocke, ein kleines Glöckchen neben den Fenstern der Dienstbothenzimmer anbringen? Statt auf gerathewohl die vielen Treppen zu steigen, zieht man das Glöckchen, die Dienstmagd öffnet ihr Fenster, und antwortet auf meine Frage.

So habe ich in einigen Provinzen des deutschen Reichs und der Schweiz allenthalben diese Glöckchen gefunden, wo sie doch weit eher entbehrlich wären, als in den Wienerischen Häusern.

Wenn man glaubt, daß die Gassenbuben mit diesen Glöckchen Muthwillen treiben würden, so bedenke man, daß die Fenster der Dienstbothenzimmer fast durchgehends in dem innern Hofe der Häuser sind,

wo die Gassenbuben gewöhnlich nicht vorbeygehen, und also den Ziehdraht nicht vor Augen haben. — Um alle Verwechselung der Quartiere desto gewisser zu vermeiden, könnte man am Ende des Ziehdrahtes auf einem kleinen Plättchen den Nahmen des Quartier-Inhabers schreiben.

XXXI.

Kaufmannsdiener. — Frauenschneider, Frauenschuster.

Wien hat gegen tausend Kaufmannsdiener: und könnte deren wenigstens die Hälfte entbehren.

Daß bey Eisenhändlern, Tuchhändlern, Gewürzhändlern, Spezereyhändlern ꝛc. Kaufmannsdiener seyen, ist natürlich, weil in diesen Niederlagen große Lasten zu heben sind, auch sonst schwere Arbeit zu thun ist.

Daß aber in Seidengewölben, in Galanteriegewölben, in Leinwand- und Cur-

rentgewölben ꝛc. drey bis vier handfeste Kerls stehen, die ein halb Loth Seide abwägen, eine viertel Elle Band messen, ein Paar Ohrringelchen anprobiren, ein mußelinenes Halstuch aufspreiten; dieß ist doch allerdings unnöthig, ja sogar widersinnig. Diese stämmigen Bursche könnten doch wahrlich weit füglicher Leder gärben, Brod backen, Stiefel nähen, oder Hufeisen schmieden.

In den Niederlanden, in Frankreich, in England ꝛc. findet man in den Kaufläden, wo bloß eigentlich weibliche Artikel verhandelt werden, auch bloß Weiber und Mädchen, denen dieses Gewerbe unstreitig natürlicher läßt, als den massiveren männlichen Ladendienern. Ob die hiesigen Handelsherren bey der gegenwärtigen Einrichtung gewinnen, weiß ich eben nicht: wenn man so häufig sieht, daß die niedlichsten Stubenmädchen, die muthwilligsten Extramädchen, die aufblühenden Lehrmädchen der Modehändlerinnen gerade um die Stunde in die Seiden- und Gallanteriegewölbe gehen, wenn der Herr beym Essen oder sonst abwesend ist,

und die Kaufmannsdiener allein dort sind, so müßte es kaum mit natürlichen Dingen zugehen, wenn nicht manche Elle Band, Spitzen, Flor oder Taffet bey Seite fiele. . . . . Ob die Moralität und Decenz dabey gewinne? je nu! geht im Sommer, wenn die Thüren dieser Gewölbe offen sind, vorbey, seht hinein, und hohlt euch selbst die Antwort. —

Warum trifft man auch nicht Anstalten, daß die Frauenkleider, und die feinen Weiberschuhe durch weibliche Hände verfertiget werden, statt eigene Frauenschneider und Frauenschuster zu haben? — Unstreitig ist das weibliche Auge besser geübt, um die Farben und Formen zu wählen, welche zu diesem oder jenem Teint oder Wuchs natürlicher passen, auch die weibliche Hand gewandter, um das feine Nähwerk, den Faltenwurf und den anschmiegenden Schnitt zu haschen und zu wenden, als der plumpere Knochenbau eines Spießbürgers von Schneidermeister.

Da die stets steigende Theuerung, die

stets anwachsenden Bedürfnisse einer Haushaltung, die Heirathen in eben diesem Verhältniß stets erschweren und seltner machen müssen; da man mit Recht klagt, daß eine zahlreiche Classe vom weiblichen Geschlechte keinen anständigen und zweckmäßigen Erwerb finden könne: so würde durch solche Anstalten diesem Gebrechen größten Theils abgeholfen werden. Eine Menge Töchter aus dem meist unbemittelten Stande der Beamten und kleineren Bürger, welche keine Männer bekommen, und mit Recht nicht Lust haben, Stubenmägde und Küchenmägde zu werden, würden in einem Kaufgewölbe, oder im Arbeitszimmer einer Unternehmerinn von Frauenkleidern eine anständige und hinreichende Beschäftigung und Nahrung finden.

Kinderschuhe werden schon häufig von unbemittelten Weibsleuten verfertiget: warum nicht auch die Schuhe der reichen Weiber? sie sind doch alle von so leichtem feinen Stoff, daß selbst eine weiche Weiberhand zu deren Verfertigung hinreicht. Und da das Weibsvolk aus der wohlhabenden Classe von

achtzehn bis auf sechzig Paar Schuhe auf den Kopf jedes Jahr verbraucht, so möchten sie ein ansehnliches Quantum Hände beschäftigen.

Mir fällt bey Erwägung dieser Umstände immer die Erzählung von dem ehrlichen Landjunker ein, der sich mit seiner jungen Frau nach der Hauptstadt zog. Morgens kam der Friseur, ein junger kecker Bursch, wie sie alle sind von diesem Handwerk, diesem wirft sich die junge Frau, so eben aus dem Bette kommend, im nachlässigsten Nachtkleid unter die Hände, um die Haare in Ordnung zu bringen. Hierauf folgt der Schuster; er setzt sich auf ein Knie vor die auf dem Sopha gelehnte gnädige Frau, ergreift den Fuß, hebt ihn bis zu seinem Knie empor, drückt und befühlt ihn nach Gutdünken, um das Maß zu nehmen. Endlich trat der Schneider ein, und da ward es noch ärger. Meister Querbein entfernt alle Kleider bis auf Hemd und Nachtröckchen; er mißt von allen Seiten und nach allen Richtungen; er befühlt kunstmäßig Schultern und Hüften, und ist besonders aufmerksam das Maß um

den wallenden Busen recht genau zu nehmen. — Mit verbissenem Aerger sieht der Junker dieser Komödie zu, und Tags darauf führt er sein Weib wieder auf das Land zurück.

XXXII.

Rettungsanstalt für Scheintodte.

Die großen Verbesserungen unserer Zeiten in der Arzeney- und Wundarzeneykunde, die genaueren Beobachtungen und Erfahrungen über unsere animalische Maschine, haben gelehrt, daß viele Menschen, welche man für erstickt, erhenkt, ersäuft, erfroren, vom Blitz erschlagen ꝛc. und schon völlig leblos hielt, oft nur dem Anschein nach todt sind, und durch zweckmäßige Mittel wieder aus der todesähnlichen Betäubung zum vollkommenen Leben zurück gebracht werden können.

Um solche Verunglückte häufiger und

ficherer beym Leben zu erhalten, ist im Jahre 1803 eine eigene und förmliche Rettungsanstalt für Verunglückte und Todtscheinende, für die Residenzstadt Wien und den Bezirk inner den Linien, vom Staate errichtet worden.

Um diese Anstalt zur gedeihlichen Vollkommenheit zu bringen, sind folgende zweckmäßige Einrichtungen getroffen worden.

Die Professoren der Medicin und Chirurgie müssen von nun an über diesen Gegenstand jährlich einige Vorlesungen halten, und bey den Prüfungen keinen Arzt oder Wundarzt approbiren, welcher nicht hierin eine vollkommene Kenntniß hat. — Die Wundärzte haben den besonderen Auftrag, ihre Gesellen und Lehrlinge in dem Rettungsgeschäfte zu unterrichten und zu üben. — In jeder chirurgischen Officin wird eine Rettungstafel angehäftet, worin kurze Anweisungen über diesen Gegenstand enthalten sind. — Da die Ertrunkenen oft durch Schiffer und Fischer gerettet werden können, so müssen diese sich in dem Rettungsgeschäft der Ertrun-

kenen besonders unterrichten lassen, und jeder solcher muß vor Erlangung des Meisterrechts sich ausweisen, ob er die gehörigen Kenntnisse in demselben habe.

Da die schnelle Herbeyschaffung der Rettungswerkzeuge und jener Arzeneyen, welche bey solchen Unglücksfällen die Wiederbelebung bewirken, das Wichtigste ist, so werden zu diesem Behufe eigene Nothkästen vorhanden seyn, die von jedermann allenthalben leicht hingetragen werden können, und worin alle Rettungswerkzeuge und Arzeneyen nebst einem ausführlichen Unterricht vom Gebrauche derselben enthalten sind. Solcher Nothkästen sind in der Stadt acht, in jeder Vorstadt zwey, längs der Donau links und rechts zehn. — Da die Verunglückten sobald als möglich in ein Zimmer gebracht werden müssen, so sind an mehreren Orten, und besonders längs der Donau eigene bequeme Tragkörbe zu diesem Ende angeschafft worden. — Die Orte, wohin die Verunglückten gebracht werden sollen, sind vorzüglich die Officinen der Wundärzte, die

Badehäuser, die Wirthshäuser, und endlich die Wohnungen der Hausmeister.

Nebst dem daß man mit gegründetem Vertrauen auf den menschenfreundlichen Beystand des Wienerschen Publicums rechnen darf, werden besonders alle Aerzte, Wundärzte, und Polizeybeamte aus Pflicht angehalten, sich bey solchen Vorfällen schnell und eifrig zu verwenden. — Den Privatleuten, in deren Häusern im Nothfall die Operationen der Wiederbelebung vorgenommen werden müssen, wie auch den dabey verwendeten Aerzten, Wundärzten und thätigsten Gehülfen wird eine angemessene Entschädigung zugesichert.

Für die wirkliche Wiederbelebung eines Todtscheinenden aber wird dem Retter von der Regierung eine Belohnung von 25 fl. abgereicht, sein Nahme und seine That wird mit Ehren durch die Zeitung bekannt gemacht, und er mit einem eigenen Belobungsdecrete von der Landesstelle ausgezeichnet.

Zur Gründung dieses Instituts hat der jetzt regierende Kaiser eine bestimmte Sum-

me aus dem Cameral-Aerario bewilliget; auch hat ein unbekannt seyn wollender mährischer Cavalier sogleich 2000 fl. dazu hergeschossen. Um es zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen, ist das menschenfreundliche Publicum aufgefordert, es mit freywilligen Beyträgen zu unterstützen.

Hier ist es Pflicht, zweyer Männer Erwähnung zu thun, die ein schönes Beyspiel zur Aufrechthaltung dieser wohlthätigen Anstalt geben: Hr. Vietz, außerordentlicher Professor der mediciniſchen Polizey, liest freywillig öffentliche Collegien über die Rettung von Scheintodten; und ein bürgerlicher Vergolder Nahmens Lechner gibt, so lange er lebt, jedem Retter eines Scheintodten aus seinem Beutel einen Species-Ducaten, mit welcher Belohnung er schon wirklich den Anfang gemacht hat.

Digitized by Google

XXXIII.

Lebensbedürfnisse.

Das ehedem wohlfeile Wien ist seit kurzem ein sonderbares Land geworden! Man braucht jetzt hier einen Thaler, um mäßig zu Mittag zu essen; man braucht zwey Gulden, auf ein Paar Stunden frische Luft zu schöpfen; man braucht jährlich 4000 fl. um das Entbehrliche im Nothwendigen zu haben, und 8000 fl. um nur das Nothwendige im Entbehrlichen zu haben.

Ehemahls machte Wien eine Ausnahme von der bekannten Regel: je mehr Geld an einem Platz, desto theurer zu leben. Es war ungleich mehr Geld in Wien als z. B. in Berlin, und doch war es hier viel wohlfeiler als in der preußischen Hauptstadt. — Gegenwärtig hat sich dieser Umstand geändert: nach London und Petersburg ist allem Anschein nach jetzt in Wien die größte Theuerung.

Es ist ohne Zweifel etwas Wahres daran, daß mit der Vermehrung des Geldes in einem Lande auch die Preise der Lebens-

Digitized by Google

bedürfnisse steigen. Die sichtbarste Vermehrung des Geldes in Europa schreibt sich unstreitig seit der Entdeckung von Amerika her. Ein Gelehrter hat folgende Bilanz zwischen der zu verschiedenen Zeiten in Deutschland existirenden Geldmasse und dem jährlichen Lebensbedarf einer Familie von fünf Personen (auf dem Lande oder in kleinen Städten) gemacht.

Geldmasse in Deutschland.		Jährlicher Familienbedarf.	
Im Jahre	Thaler.	J. Jah.	Thal.
1500 —	7 Mill.	1500 —	5
1550 —	45 —	1550 —	33
1600 —	99 —	1600 —	63
1650 —	135 —	1650 —	82
1700 —	283 —	1700 —	223
1750 —	428 —	1750 —	350

Vom Jahre 1750 bis 1804 ist noch ein großer Schritt; auch hat seit dem die zirculirende Geldmasse und die Theuerung in

Deutschland in hohem Grade zugenommen, wie wir alle wissen.

Die Sache wird am anschaulichsten durch eine Vergleichung der unausweichlichsten Lebensbedürfnisse für einen Mann, der einzeln, ohne Glanz, ohne öffentliches Amt, ganz in der Stille für sich selbst leben, und nur mit Leuten vom Mittelstande umgehen will.

Das Verhältniß ist folgendes.

	1786.	1804.
Wohnung	60 fl. —	128 fl.
Holz und Licht	24 — —	40 —
Winterkleider	40 — —	60 —
Sommerkleider	30 — —	40 —
Visitenkleid	60 — —	80 —
Kleine Kleidung	30 — —	45 —
Waschlohn	10 — —	30 —
Tisch	180 — —	500 —
Bedienung Friseur ꝛc.	30 — —	44 —
	464 fl.	923 fl.

Will der Mann quaestionis doch von

Zeit zu Zeit, wie natürlich, die Spectakel besuchen, sich ein Buch anschaffen, irgend eine öffentliche oder privat Ergötzlichkeit mitmachen, so kömmt er unter 1200 fl. jährlich nicht mehr zurechte.

XXXIV.

Ausstattungs-Lotterie für Dienstmägde.

„Ein Mädchen wünscht sich ja stets einen Mann," sagt irgend einer unserer Dichter, und er scheint Recht zu haben. Allein die Lust zu heirathen nimmt bey den Männern in eben dem Maße ab, wie die allgemeine Theuerung, und mit ihr die Schwierigkeit eine Familie zu erhalten, stets im Steigen ist. Selbst die Töchter aus den oberen Ständen fühlen dieses: wie sollen nun gar arme Dienstmägde zu Männern kommen?

Dieser letzteren Classe hat sich ein Graf

Stellay erbarmt, und nach seinen Kräften beygetragen, die Ehen zu befördern. Vor ungefähr einem halben Jahrhunderte legte dieser biedere Mann einen Fond nieder, welcher jährlich 900 fl. Zinsen abwirft. Jeder Pfarrer in der Stadt Wien und in den Vorstädten darf jährlich drey Dienstmägde vorschlagen, welche sich durch einen unbescholtenen Wandel, und besonders durch längeren Dienst in Einem und demselben Hause auszeichnen. Die Nahmen aller dieser Ehestands-Candidatinnen werden in einen Topf geworfen, und alljährig im Sommer wird auf dem Landhause im Beyseyn einiger Commissarien von der Regierung eine öffentliche Ziehung gehalten. Diejenigen drey Dienstmädchen, deren Nahmen aus dem Glückstopf kommen, erhalten jede 300 fl. Ausstattung, wenn sie, vom Tag der Ziehung an, binnen drey Jahren einen ihnen anständigen Freyer finden. Findet eine oder die andere während drey Jahren keinen Freyer, so hat sie weiter keinen Anspruch auf die gezogene Ausstattungssumme; doch kann sie auch ein

zweytes und drittes Mahl wieder in den Topf kommen. Die zurückgefallenen 300 fl. werden dann zu einem neuen Loos gemacht, und bey der nächsten Ziehung statt drey, dann vier auch wohl fünf Candidatinnen ausgestattet.

Bey der ersten Stiftung dieser Ausstattungs-Lotterie war die Summe von 300 fl. für arme Dienstmägde unstreitig eine beträchtliche Mitgabe; obschon sie heut zu Tage nicht mehr von so großem Belang ist, so gibt sie doch einen hübschen Beytrag, und der großmüthige Stifter verdient den dankbaren Segen für seine wohlthätige Absicht.

XXXV.

Verschönerungen.

Es ist schwer, in Wien Verschönerungen vorzunehmen, weil die erste Grundlage dazu seyn müßte, die Stadt hier und da zu lüften, hübschere und geräumigere Plätze

herzustellen, die krummen und engen Gassen gerade und breiter zu machen: lauter Dinge, die das Niederreissen vieler Häuser forderten. Allein wie kann man in Wien an Niederreißen denken, da die Stadt ohnehin für alle die darin wohnen wollen, um vieles zu klein und zu enge ist; da man stets nur darauf denkt, die Häuser zu erhöhen, zu vergrößern und zu vervielfältigen, wie dieses seit einigen Jahren wenigstens auf den Basteyen geschieht, weil in der Stadt selbst kein entbehrliches leeres Fleckchen mehr übrig ist.

Indessen hat man denn doch einige Verschönerungen angebracht.

Man hat endlich im Jahre 1804 die letzten wenigen Häuser weggerissen, welche das Viereck des Stephansplatzes noch verunstalteten, nachdem schon im Jahre 1792 die lange Reihe von schmutzigen Buden vor der Kirche abgerissen worden ist. Nun steht denn endlich die Metropolitankirche auf einem ihrer würdigen Platz, und präsentirt sich in ihrer ganzen respectablen Größe un-

gehindert dem Auge des Bewunderers. — Man behauptet, es sey schon ehedem unter der Kaiserinn Maria Theresia ein Plan gemacht worden, diesen Platz so herzustellen, wie er jetzt ist, nebstdem aber um das ganze Viereck einen bedeckten Gang mit Arcaden zu führen, und auf beyden Seiten der Kirche einen öffentlichen Brunnen zu errichten. Man sagt sogar, der Plan zu dieser Verzierung sey neuerdings zur Sprache gekommen. Die Ausführung würde freylich etwas theuer, aber auch eine neue Zierde der Stadt seyn.

Auch auf dem hohen Markt hat man das am obern Ende desselben stehende Haus abgerissen, das die Passage dort herum verengte, und den Platz verunstaltete, welcher jetzt durch die Ausführung so mancher großer und regelmäßiger Gebäude einer der ansehnlichsten von Wien wird.

Der große Brunnen auf dem neuen Markt hat eine sehenswürdige Verzierung erhalten. Er hatte bis zum Jahr 1802 nur in der Mitte des Wasserbeckens die schöne Statue von Donner mit einigen Tritonen

und Fischen, die Wasser ausspritzen. Nun hat man die vier übrigen für diesen Brunnen bestimmten Statuen ebenfalls darauf gesetzt, welche — ich weiß nicht warum — seit so vielen Jahren unbenutzt im bürgerlichen Zeughause gelegen waren. Sie sind ebenfalls von Donner, aus Bleycomposition, zwey männliche und zwey weibliche, etwas über Lebensgröße, und stellen die vier vornehmsten Flüsse des Herzogthums Oesterreich vor: die Donau, die Enns, die Traun und die Leytha. Sie sind sehr schön gearbeitet, und in abwechselnden mahlerischen Stellungen am marmornen Rande des Beckens angebracht, in welches sie Wasser aus Urnen und Muscheln gießen. Der alte Ister (Donau) trägt ein Ruder auf der Schulter, und scheint zu schlummern. Der andere Flußgott lehnt sich, ganz nackt vorwärts stehend, über das Wasserbecken, und stößt mit seinem Dreyzack nach einem bey ihm vorbeyschwimmenden Fisch.

Auch auf dem Franziskaner-Platz hat ein reicher Privatmann einen Brunnen her-

Digitized by Google

stellen, und auf denselben die Statue des Moses setzen lassen; diese ist schön gearbeitet, hat aber eine mit dem schmahlen Durchmesser des Wasserbeckens unverhältnißmäßige Größe.

Eine sehr willkommene und beliebte Verschönerung ist mit dem sogenannten Paradeplatze vorgenommen worden. Dieser Platz ist die größte Bastion von Wien, liegt gerade hinter der kaiserlichen Burg, und hat seinen Nahmen daher, weil einst eine Zeitlang die Wachtparade dort aufzog. Im J. 1797 ließ der Hof diesen ganzen Platz mit Rustenbäumen in regelmäßigen sich durchschneidenden Reihen bepflanzen, zwischen denselben allenthalben kleine Bänke zum Ausruhen anbringen, in der Mitte einen niedlichen offenen Pavillon bauen, und im Hintergrunde die Bude eines Kaffehwirthes setzen. Da die Wiener, wie die Bewohner aller großen Städte, ein vorlautes, nichts erwarten könnendes Völklein sind, so nannten sie Anfangs diesen Platz, zu ihrem herzlichen Spaß, den Spargelplatz, weil die jungen

Baum-Sprößlinge nicht plötzlich wie fünfzigjährige Linden da standen. Jetzt aber besuchen sie diesen ci-devant Spargelplatz recht gerne, weil die dortigen Bäume schon zu allen Zeiten des Tages Schatten geben.

In der schönen Jahrszeit ist dieser Platz den ganzen Tag über die allgemeine Kinderstube, der Tummelplatz der ganzen neugebornen Welt von Wien, nicht anders, als ob sich alle Ammen und Kinderwärterinnen das Wort gegeben hätten, daselbst zusammen zu kommen. Auch ist er zu diesem Endzweck recht wie gemacht: er hat einen hübschen Rasen, ist frey vom Staub, von Pferden und Wagen, und somit können die kleinen zweygebeinten federlosen Thiere da herum zappeln und gaukeln recht nach Herzenslust, und sind auch gewöhnlich so ganz in ihrem Taumel und Jubel, daß man sein eigenes Wort kaum hört.

Abends werden ein paar hundert Stühle in Reihen gesetzt, die Bude des Kaffehwirthes öffnet sich; man wird auf Verlangen mit allen Gattungen der gewöhnlichen

Sommererfrischungen bedient, als da sind mancherley Arten von Gefrornen, Limonade, Mandelmilch ꝛc. Auch ist an heiteren Abenden von 7 bis 10 Uhr gewöhnlich Musik von Blasinstrumenten.

Schon Kaiser Joseph II. hat den Versuch gemacht, einen Theil der Basteyen mit einer Allee von Lindenbäumen zu besetzen; allein sie gedeihten nicht, und nur Eine einzige Linde ist noch aus jener Epoche stehen geblieben. Seit wenigen Jahren hat man die Bastey vom Körner-Thor bis zum Stuben-Thor, und dann weiterhin bis zur Mauth, ferner vom Neu-Thor bis über das Schotten-Thor hinauf mit Nußbäumen bepflanzt. Bis jetzt scheint diese Gattung hier gut zu gedeihen, und wenn sie eben so allgemein fortkömmt, wie die Kastanien- und Akazienbäume auf dem Glacis, oder wie die viel jüngere Pflanzung der Rustenbäume auf dem Parade-Platze, so werden nach einem Dutzend Jahren diese beschattenden Baum-Alleen auf den Basteyen

eine neue erquickende Verschönerung von Wien seyn.

Noch hat man seit einigen Jahren darauf Bedacht genommen, neue Gassen anzubringen, wo ehedem nur Durchgänge für Fußgänger, oder auch diese nicht einmahl vorhanden waren. So entstand die Plankengasse, die Kellerhof-Gasse, die Gasse durch den Dorotheer-Hof ꝛc. Diese neuen Gassen erleichtern die Gemeinschaft von einer Gegend der Stadt zur andern, kürzen die Wege ab, befördern den heilsamen Zug der Luft, und dienen in gleichem Maße zur Verschönerung und zur Bequemlichkeit.

XXXVI.

Kärnthner-Thor, Kärner-Thor, oder Körner-Thor?

Unter den eilf Stadtthoren von Wien ist eines, dessen wahren Nahmen man nicht

so recht eigentlich weiß; und dieses sollte nicht seyn, wie mich dünkt.

Dieses zweifelhafte Thor wird gewöhnlich das Kärnthner-Thor genannt, und von ihm heißt das nahe gelegene Theater auch das Kärnthnerthor-Theater; nach dieser deutschen Benennung hat man es in den französischen Beschreibungen von Wien la porte d'Italie genannt; und diese Benennung davon herleiten wollen, weil durch dieses Thor der Weg nach Italien geht; allein diese Herleitung ist ganz unstatthaft, denn wenn man dieses Thor von einer Provinzstraße benennen wollte, so müßte es das Steyrer-Thor heißen, weil der Weg von diesem Thor zuerst nach Steyermark führt, ehe es weiter nach Kärnthen und Italien geht.

Das gemeine Volk hier nennt dieses Thor das Käner-Thor oder auch das Kärner-Thor; und dieses schon mit etwas mehr Grund: wenigstens behauptete der verstorbene De Luca, daß ehedem die Kärner oder die Bauern, welche mit ihren Karren

nach Wien zu Markte fuhren, alle durch dieſes Thor kamen, und mit ihren Karren inner demſelben in der langen Straße hielten, und daß von dieſem Umſtande die zu dieſem Thor führende Straße die Kärnerſtraße, und das Thor das Kärner-Thor, (das Thor der Kärner) genannt wurde. — Dieſe Herleitung iſt nicht ganz unwahrſcheinlich.

Die richtigere aber ſcheint mir folgende zu ſeyn: es war ehedem außer dieſem Thore der Getreidemarkt, oder wie man in Oeſterreich auch ſagt, der Körnermarkt; und da man durch dieſes Thor auf dieſen Markt ging, ſo nannte man es das Körner-Thor. Dieſe Herleitung iſt mir um ſo wahrſcheinlicher, weil auch in Frankreich und in den Niederlanden mehrere Städte eine porte aux grains oder Körner-Thor haben, welches immer dasjenige iſt, wodurch man nach dem Getreide- oder Körnermarkt kömmt.

Mir ſcheint, es wäre nicht übel gethan, wenn die wahre Etymologie dieſes Thors von gemeiner Stadt wegen unterſucht, und

dann die Benennung desselben unter öffentlicher Autorität bestimmt festgesetzt würde, damit der Varianten dieses Thornahmens in den öffentlichen Druckschriften ein Ende werde.

XXXVII.

Consumtionstabellen von 1785, 1802, und 1803.

Diese Bilanz mag zur Unterhaltung für die Beobachter und Liebhaber der Oekonomie im Großen hier stehen, um das Plus und Minus zu ersehen, was die Volksmenge von Wien nach einem Zwischenraum von 17 Jahren zur Leibes- und Lebensnothdurft jährlich aufzehrt.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1784, bis letzten October 1785.

Ochsen.	41041 Stück.
Kühe.	1319

Kälber.	71239	Stücke.
Schafe.	48994	
Lämmer.	147176	
Schweine.	98556	
Spanferkel.	12876	
Oesterreicher Wein. . . .	547706	Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein.	10650	
Bier.	376830	
Mehl (weißes) . . .	370892	Zentner.
Mehl (schwarzes). . . .	262193	
Gries.	7135	
Hülsenfrüchte.	44976	Metzen.
Weitzen und Korn. . .	152325	
Gerste.	73786	
Hafer.	704502	
Heu.	19907	Fuhren.
Stroh.	1230162	Bünde.
Unschlitt.	21530	Zentner.
Holz.	297133	Klafter.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1081 bis letzten October 1802.

Ochsen.	80473	Stücke.
Kühe.	1602	

Kälber.	65494	Stücke.
Schafe.	61472	
Lämmer	222742	
Schweine.	93714	
Spanferkel.	15643	
Oesterreicher Wein.	471849	Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein.	38868	
Bier.	460309	
Mehl (weißes)	398984	Zentner.
Mehl (schwarzes)	328985	
Gries.	6904	
Hülsenfrüchte.	96788	Metzen.
Weitzen und Korn.	428534	
Gerste.	120832	
Hafer.	948990	
Heu.	20196	Fuhren.
Stroh.	1666788	Bünde.
Unschlitt.	28974	Zentner.
Holz.	253961	Klafter.

Neue Rubriken.

Steinkohlen.	271017	Zentner.
Brod.	7691	
Rohes Fleisch.	1486	

Digitized by Google

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1802 bis letzten October 1803.

Ochsen *).	90167	Stücke.
Kühe.	1332	
Kälber.	63353	
Schafe.	67418	
Lämmer.	209705	
Schweine.	67537	
Spanferkel. . . .	10195	
Oesterreicher Wein. . .	526479	Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein.	30024	
Bier.	356122	
Mehl (weißes) . . .	388924	Zentner.
Mehl (schwarzes) . .	603409	
Gries.	5781	
Hülsenfrüchte. . . .	38867	Metzen.
Weitzen und Korn. . .	543083	

*) Bey diesem Artikel ist zu bemerken, daß eine beträchtliche Zahl derselben durch Wien in die benachbarten Orte und nach Oberösterreich geht, indessen kann man diese Zahl doch schwerlich höher als auf 20000 Stücke ansetzen.

Gerste.	3 16163 Metzen.
Hafer.	591839
Heu.	16269 Fuhren.
Stroh.	2529036 Bünde.
Unschlitt.	36213 Zentner.
Holz.	157396 Klafter.

Neue Rubriken.

Steinkohlen.	71228 Zentner.
Brod.	6650
Rohes Fleisch. . . .	1152
Erdäpfel.	30206 Pfund.
Holzkohlen.	124860 Stübich.

Feinere Nahrungsartikel, welche vom 1. Januar bis 31. December 1803 auf den Marktplätzen in der Stadt Wien verkauft worden sind.

Geflügel.

Indianische Hähne. . .	26897 Stücke.
Kapaunen.	79598
Poularden.	49018
Junge Hühner. . .	371523
Alte Hühner. . . .	33622
Gänse.	95463

Digitized by Google

Aenten.	37960	Stücke.
Tauben.	29159	

Wildpret.

Hirſche.	167	Stücke.
Wildſchweine. . . .	82	
Rehe.	352	
Haſen.	19376	
Faſanen.	7254	
Repphühner.	7544	
Rohrhühner. . . .	4302	
Schnepfen.	6680	
Wildgänſe.	125	
Wildänten.	2356	

Fiſche.

Hauſen.	25374	Pfund.
Dick.	9230	
Schill.	47871	
Hechte.	102150	
Seefiſche.	93100	
Krebſe.	733000	Stücke.

Eyer.	20906780	Stücke.
Rindsſchmalz. . .	684600	Pfund.
Süße Butter. . .	252575	

Gesalzene Butter. .	334500 Pfund.
Gemeine Käse. . .	668325

Bey diesen Artikeln ist zu bemerken, daß darunter diejenige Summe dieser Comestibilien nicht begriffen ist, welche auf den Marktplätzen der Vorstädte verkauft worden, wie auch nicht dasjenige, was in die Häuser des Adels, der reichen Particuliers und der Wirthe durch bestellte Lieferungen oder Contracte gebracht wird, ohne auf die gewöhnlichen Marktplätze zu kommen.

Digitized by Google

Inhalt.

An die Leser . . . . . Seite 1
I. Panorama von Wien 3
II. Die Stadt wird zu enge 9
III. Statue Josephs 16
IV. Der Josephsplatz 20
V. Unerhörte Theuerung 24
VI. Quartier-Wucher 32
VII. Abnahme der Geselligkeit 39
VIII. Tabaksdosen und Tabakspfeifen . 42
IX. Perücken, — der Männer, — der Weiber 50
X. Widerruf 55
XI. Backenbärte. — Kropfbinden. — Rundköpfe 57
XII. Die zwey Fragen 60
XIII. Hippomanie 62
XIV. Hunds- und Vögel-Doctoren . . 69
XV. Ungarischer Champagner. — Weinverfälschung 74
XVI. Bier — dessen Consumtion und Verfälschung. — Das Bier in Berlin . . 80
XVII. Ballette 85
XVIII. Er negocirt 91
XIX. Spencer. — Shawl. — Nelson. — Neue Mäntel 95
XX. Beleuchtete Wagen. — Brennende Nachtfackeln. — Schnelles Fahren . . 100

Digitized by Google

XXI. Griechinnen unterm 48sten Grad Nordbreite. — Erkältungen . . Seite. 104
XXII. Der Ridikül 109
XXIII. Lectüre 111
XXIV. Einfluß der Weiber auf die Lectüre 116
XXV. Theater an der Wien 120
XXVI. Sontags-Publicum 129
XXVII. Pensions-Institute 133
XXVIII. Die Nothhelferinn Euterpe . . 139
XXIX. Was ist die Stadt Wien werth . 142
XXX. Vorschlag zu einer großen Bequemlichkeit 145
XXXI. Kaufmannsdiener. — Frauenschneider, Frauenschuster 149
XXXII. Rettungsanstalt für Scheintodte . 154
XXXIII. Lebensbedürfnisse 159
XXXIV. Ausstattungslotterie für Dienstmägde 162
XXXV. Verschönerungen 164
XXXVI. Kärnthnerthor, Kärnerthor, oder Körnerthor 171
XXXVII. Consumtions-Tabellen von 1785, 1802 und 1803 174

Digitized by Google

Neue
Skizze von Wien.

Zweytes Heft.

Wien,
bey J. V. Degen,
Buchdrucker und Buchhändler.
1805.

Digitized by Google

Digitized by Google

XXXVIII.

Zoologisch = mechanisch = physikalisches Kabinet.

Das achtzehnte Jahrhundert wird sich nicht zu schämen haben (sagte ehedem Lichtenberg) wenn es einst sein Verzeichniß von neu erworbenen Kenntnissen und angeschafften Sachen an das neunzehnte übergeben wird. Es hat die Gestalt der Erde bestimmt; hat dem Donner Trotz bieten gelehrt; hat den Blitz, wie Champagner, auf Bouteillen gezogen; hat Thiere ausgefunden, die an Wunder die lernäische Schlange übertreffen; Fische entdeckt, die, was Jupiter nicht konnte, die Schwächeren selbst unter dem Wasser mit unsichtbarem Blitze tödten; hat Luft in feste Körper, und feste Körper in Luft verwandelt; hat Queckſilber geschmiedet; mit Wasser geschossen wie mit Schießpulver; hat durch

Linnäus das erste brauchbare Inventarium über die Werke der Natur entwerfen lassen.

Die Gegenstände dieses Linnäischen Inventariums, und manche jener, der ganzen älteren Welt unbekannten Erfindungen trifft man heut zu Tage in den guten Naturalien-Kabineten.

Die hiesige Universität hat ihre eigene Naturalien-Sammlung.

Der kaiserliche Hof besitzt ein Kabinet von Conchylien und Mineralien, welches unter die vollständigsten von Europa gehört; und seit einigen Jahren auch ein zoologisch-mechanisch-physikalisches Kabinet, welches erst von Kaiser Franz II. angelegt worden ist.

Dieses Kabinet befindet sich auf dem Josephsplatze, in dem linken Flügel des Gebäudes, welches diesen Platz von drey Seiten umgibt. Es ist in der Regel jeden Mittwoch des ganzen Jahres für alle ordentliche Leute offen; doch muß jeder Besuchende vorläufig von dem Director desselben, Abbe Stütz, ein Eintrittsbillet begehren, und es beym Besuch abgeben.

Digitized by Google

Die ganze Sammlung ist in mehrern Stockwerken und in vielen Zimmern aufgestellt.

Beym Eintritt zu ebener Erde sind die Säugthiere. Um nicht einen weitläufigen Katalog zu machen, will ich der Aufmerksamkeit der Besuchenden nur vorzugsweise empfehlen: links in mehrern Zimmern die vielen Gattungen von Affen, und was unter diese Art gehört, vom größten bis zum kleinsten. — Das berüchtigte Ai oder Faulthier — das Schnabelthier — die Gürtelthiere — das Schuppenthier — den Ameisenbär, Waschbär, weißen Bär — den Vielfraß — den im alten Egypten angebeteten Feind des Krokodils, Ichneumon — das Zibethier — das Panterthier — mehrere Tieger — den Löwen und die Löwinn — die Hunde von fast allen Geschlechtern — Wölfe verschiedenen Alters ꝛc. ꝛc.

Rechts in einem Saale: das höchste aller vierfüßigen Thiere, die ungestalt gebaute und doch hübsche Giraffe (beynahe möchte man sagen, der Strauß der Säugthiere) welche vierzehn Fuß hoch ist. — Das plumpe

Nashorn (Rhinoceros) eigentlich noch ein Kind seiner Gattung, denn es war bey seinem Tode erst vierzehn Monathe alt — der Tapir — der Kutu — das Rennthier — das Elenthier — das Kameel — der Büffel — der Auerochs (ein lebender ist im Garten zu Schönbrunn) — ein paar Delphine — Meerkälber ꝛc. ꝛc.

Im ersten Stockwerke links ist eine Sammlung von Insecten, welche erst unlängst angelegt worden, und noch nicht ganz vollständig ist.

Rechts in diesem Stockwerke befindet sich eine Sammlung von mechanischen und physikalischen Gegenständen: Modelle von Schiffen, von Mühlen, von Ackerbaugeräthschaften. — Eine Maschine, woran durch bloßes Drehen eines Rades goldene Borden gemacht werden. — Ein großer Electrophor von ungefähr vierthalb Fuß im Durchmesser — eine sehr große Electrisir-Maschine. — Mehrere künstliche Uhren — Telegraphen — mehrere Arten von Mosaik-Gemählden aus mancherley sonderbarem Stoffe. — Die schon seit

lange bekannte Schreibmaschine des Herrn v. Kautz. — Eine Sprachmaschine von dem berühmten Mechaniker Kempelen (dem Verfertiger des durch ganz Europa bekannt gewordenen Schachspielers) — Hier befindet sich auch der große Brennspiegel, womit Kaiser Franz I. einige seiner berühmten Versuche gemacht hat, Diamanten zu schmelzen.

Endlich sieht man hier im letzten Saale das Bild des Stifters dieser Anstalt, des Kaiser Franz II. Es ist von kararischem Marmor, in erhobener Arbeit, von Zauner mit vieler Aehnlichkeit verfertiget, und hat zur Aufschrift: Francisco II. Augusto. Litterarum et artium parenti optimo, Musei Conditori munificentissimo. 1796.

Im zweyten Stockwerke rechts sind Fische und Amphibien. — Unter den Fischen, wobey sich unstreitig die abentheuerlichsten Gestalten der organischen Natur befinden, bemerke ich vorzüglich die Zitterroche, welche bey ihrer Berührung den heftigen electrischen Schlag giebt. — den Seeteufel — den

schwimmenden Kopf — der Dintenfisch — mehrere junge Haifische, dieses gefräßigste Ungethüm der Meere, ꝛc. ꝛc. — Unter den Amphibien ein Kaiman, — ein Skellett von einem indischen Krokodil — ein Bieber — Verschiedene Schlangen, Kröten, Eidechsen ꝛc. in Spiritus aufbewahrt. — Auch ist hier im Spiritus ein Hühner-Ei in der Brut, von der ersten Epoche der Brutwärme bis zum Auskriechen des Küchleins, in zwey und vierzig Gläsern, wovon jedes den Zustand dieses Eies in seiner stufenweisen Entwickelung, von zwölf Stunden zu zwölf Stunden zeigt. — Noch findet man hier die Anlage zu einer Sammlung von Schwämmen, Baumfrüchten und Fettpflanzen, welche täuschend nach der Natur in Wachs gearbeitet sind, und fortgesetzt werden.

Der linke Flügel des zweyten Stockwerks ist der Ornithologie gewidmet. Diese Schöpfung ist in die Hausvögel, Raubvögel, Singvögel, Spechte, Sumpfvögel und Wasservögel eingetheilt.

Jedem Besuchenden werden hier auffallen

der Strauß mit seiner erzdummen Physiognomie, und daneben der Straußkasuar, den Lavater in seiner Physiognomik charakterisirt hat. — Die schöne Kronentaube — der prächtige Augenfasan aus China — der Pauxi — die Metallflügeltaube — die Seidenschwänze. — Unter den Geyern ist ein weißköpfiger, welcher in der Menagerie des Prinzen Eugen im Belvedere war, und in seinem Käficht (wie man gewiß weiß) hundert und zwey Jahre gelebt hat. Auch einige werkwürdige Nester sind hier: das Nest des Schneidervogels, welches er sich aus Baumblättern zusammen näht; das Nest der Kapmeise, welches in zwey Kabinetchen abgetheilt ist; eines für das Weib und die Jungen, das andere für den Mann, der sich ja nicht gelüsten darf lassen, in das erste zu kommen. Endlich sieht man auch drey von den berühmten sogenannten indischen Vogelnestern, die eigentlich in Tunkin zu Hause sind, die von den Chinesern und von reichen Europäern so hoch geachtet werden, daß sie der Dichter Haller als das kostbarste Gericht besingt, da er sagt:

Digitized by Google

„Speist Tunkins Nest aus Gold" weil sie eine den Reichen sehr willkommene Eigenschaft haben sollen.

Die schönen und sanften Sechsfaden-Vögel, der Paradies-Vogel, der neuholländische Paradies-Pfau, die mancherley Kolibri, mit einem Nestchen, und mit Eiern so winzig wie eine kleine Erbse, stechen gewaltig ab mit den Reissigen in dem befiederten Heere, dem Hornvogel, dem Toko und Tukan mit ungeheuern Schnäbeln und dem Auhima mit Streitsporen an den Flügeln. — Sehr grotesk sehen aus der Nimmersatt und die Kropfgans. — Den Beschuß endlich machen der Unglücksprophet der Sturmvogel, und die plumpen patagonischen Pinguinen.

Jedes Thier hat seinen Nahmen deutlich geschrieben neben sich hängen. — Auch wird dieses Kabinet durch die Sorgfalt seines jetzigen Directors, bey jedem Anlasse mit neuen Gegenständen bereichert.

Digitized by Google

XXXIX.

Die Ausländer in Wien.

Ich spreche hier nicht von dem großen und reichen Adel, denn der ist nirgends Ausländer, er ist in Europa überall zu Hause: in Petersburg wie in Neapel, in Wien wie in London, in Berlin wie in Lisabon. Wie die Souverains in der diplomatischen Sprache sämmtlich Brüder und Vettern sind, so hat diese Caste ebenfalls eine wirkliche stillschweigende Verbrüderung unter sich, vom Cap finis terrä bis an den See Ladoga.

Eben so wenig rede ich von den Handwerksburschen und geringen Arbeitern, denn auch diese sind überall zu Hause; sie finden ihren Ambos, ihre Hobelbank, ihren Knieriemen und ihre Holzaxt für die Woche, und eine Kanne Bier, ein Hackbret und ein Dirnchen ihres Gelichters für den Sonntag allenthalben, und somit ist der Kreis ihres Wirkens und ihre Wünsche ausgefüllt.

Digitized by Google

Unter den Ausländern begreife ich hier die Leute vom Mittelstande, die aus dem übrigen Deutschlande und aus anderen benachbarten Staaten häufig und unablässig nach Wien kommen, theils um mancherley Geschäfte zu betreiben, theils um ihr Glück zu machen, theils um öffentliche Anstalten zu besuchen, oder endlich bloß als Reisende, um den Platz kennen zu lernen.

Diese Herren sind in den ersten Wochen, auch wohl Monathen ihres hiesigen Aufenthalts gewöhnlich mit Wien gar nicht zufrieden. Vielen Wienern und den Unzufriedenen selbst ist dieses oft nicht wohl begreiflich. Ich meines Theils finde es ganz natürlich.

Kleon verläßt zu Hause Aeltern und Geschwister, wohlthätige Verwandte, innige Freunde, eine Geliebte!... In Wien angelangt, ist er mit Einmahl unter einem ganz unbekannten Himmel. Die Wiener drängen sich gar nicht an Fremde, und jetzt noch viel weniger als ehedem; somit ist Kleon in einer Fluth von Hunderttausenden doch — isolirt. Er sitzt im Theater unter tausend Menschen —

Digitized by Google

und ist allein; er spaziert im Prater unter zwanzig tausend Menschen — und ist allein. Kein Händedruck eines Freundes, kein Gruß eines Verwandten, kein Lächeln eines Schätzchens erheitert seinen herumirrenden Blick. Er mahlt sich alle diese Süßigkeiten seiner Vaterstadt jetzt um so lebhafter, je schmerzlicher ihm die Entbehrung derselben wird, und — ärgert sich über das ungesellige Wien.

Dront war in seinem werthen Vaterstädtchen ein angesehener Mann; jeder seiner Aussprüche war von Gewicht; man drängte sich an ihn, man suchte seine Gesellschaft, er war die Seele seines Kränzchens. Er kömmt nach Wien. Seine mitgebrachten Empfehlungen machen wohl, daß er ein paarmahl zu Tische geladen wird; aber man findet seinen Ton, der zu Hause angestaunt war, und peremtorisch entschied, weder treffend noch geschliffen genug. Er strengt sich an, er verdoppelt das Gewicht seiner Aussprüche, und wird dadurch nur noch ungenießbarer; man macht sich auf eine höfliche Art wieder von ihm los. Er versucht es noch hie und da,

Digitized by Google

sich geltend zu machen, es läuft aber ohne Erfolg ab. — Er ergrimmt über das unempfängliche Wien.

Phipps hat sich auf mehrern Universitäten herum getrieben; er hat die neue Aesthetik, die neue und die neueste Philosophie an der Quelle eingeschlürft; er ist nach Wien gekommen, und will sich ein Bischen umsehen, ob es hier noch immer so übel mit der Litteratur steht, wie die allgemeine deutsche Bibliothek so lange bewiesen hat, und ob den Fajaken*) der Philosophismus gar nicht zu inoculiren sey. Er speist an einer öffentlichen Tafel, und fängt dort an von seinen Gedichten in Musen-Almanachen, von Schlegel, von Schelling und Reinhold zu sprechen. Sein Nachbar rechts merkt gar nicht auf ihn; sein Nachbar links sieht ihn ein paarmahl groß an, und frägt endlich: wer ist der Schlegel, wer ist der Schelling und Reinhold? ... Wie! Herr Schlegel ist der weltberühmte Mann,

*) Siehe die Xenien, ein gar ehrenvolles Product zweyer hochberühmter Dichter.

der die poetische Poesie erfunden, der dem gesammten Deutschlande bewiesen hat, daß Wieland, Uz und Kleist gar keine Dichter sind. Schelling hat den transscendentalen Idealismus, und Reinhold den rationalen Realismus erfunden. . . . Der Nachbar Wiener lächelt, und versichert ihn, weder den Schlegel, noch den Schelling, noch den Reinhold zu kennen. — Phipps erstaunt über das unwissende Wien.

Die Gallerie wäre leicht noch weiter auszumahlen; allein es möchte Deutler und Deuteleyen geben, denen man bey Local-Schriften so selten entgeht; also nur noch etwas weniges im Allgemeinen.

Die Ausländer sind gewohnt, bey Tische, in Gesellschaften u. s. w. über Politik, über Höfe, Minister u. s. w. schlichtweg zu reden, wie es ihnen vor den Mund kömmt, und wie sie es zu Hause machten. In Wien weicht man solchen Discursen aus, bleibt stumm dabey, giebt oft absichtlich verkehrte Antworten. Das macht den Ausländer erstaunt und ungehalten. Ferner hört er in Kaffehäusern,

auf Spaziergängen und andern öffentlichen Orten, meistens unbedeutendes Zeug reden, und macht nun rasch den Schluß: die Wiener wissen rein Nichts, seyen flache Köpfe, unter denen gar nicht zu leben ist. Er weiß nicht, warum man so ist; und erfährt es erst nach langer Zeit, oder auch gar nicht, je nachdem es kömmt.

Zeit und Umstände bewirken jedoch sehr oft, daß solche anfängliche Malcontenten in der Folge Wien mit allen seinen Unvollkommenheiten zu ihrem zweyten Vaterlande machen.

Digitized by Google

XL.

Kuhpocken.

Man hat die Jahre aufgezeichnet, in welchen in Großbritannien die Würgengel der Lämmer — die Wölfe — sind ausgerottet worden *). Noch können wir zwar das Jahr nicht bestimmen, in welchem die Würgengel unserer Kinder — die Pocken — in Wien werden ausgerottet seyn, doch scheint dieser freudige Zeitpunct nicht mehr ferne, denn im Jahre 1804 starben hier nur noch zwey Kinder an den Pocken, da man doch bisher im Durchschnitte alljährlich 600 als Opfer dieses Giftes rechnen mußte.

Die Pocken (Kinderblattern) kamen bereits im achten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung nach Europa, aus Afrika wie man sagt, und sie haben seit ihrer Erschei-

*) Der letzte Wolf wurde erschossen in England 1648, in Schottland 1680, in Irland 1710.

nung in dieser besten aller möglichen Welten — nebst Pest, Hunger und Krieg — fleißig daran arbeiten helfen, damit der Menschen nicht zu viel wurden. Seitdem sie so recht über Europa verbreitet sind, darf man wohl rechnen, daß ungefähr 1/12 aller Neugebornen daran starb.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lernte die bekannte Lady Montague die Inoculation der Pocken in Constantinopel kennen, und brachte sie in die christlichen Länder; man stritt lange dafür und dawider, nach und nach wurde sie doch fast allenthalben eingeführt, besonders in dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts. Allein, — woran es nun auch liegen mochte, — sie bewies sich in der späteren Zeit nicht mehr so wirksam: manche Kinder starben daran; andere bekamen dadurch einen langsam wirkenden Krankheitskeim in den Körper, und noch andere wurden trotz der Inoculation auch von den natürlichen Pocken befallen; sie kam allmählig wieder in einigen übeln Ruf.

Da in der Zukunft vielleicht von den Pocken

eben so wenig mehr die Rede seyn wird, als sie jetzt mehr von dem Aussatz ist, so erlaube man mir, hier noch eine kurze Chronik der letzten Pockenjahre einzuschalten, woraus erhellet, wie zerstörend (trotz der allgemein eingeführten Inoculation der natürlichen Pocken) diese Krankheit war: es starben in Wien an den Pocken

im J.	Kinder	im J.	Kinder
1790 —	1569.	1796 —	1098.
1791 —	149.	1797 —	585.
1792 —	33.	1798 —	612.
1793 —	508.	1799 —	356.
1794 —	1510.	1800 —	3296.
1795 —	196.		

folglich im obigen Zeitraume von 11 Jahren 9912 Kinder.

Jetzt erstand Doctor Jenner, und entdeckte die schützenden Kuhpocken. Wenn dieser neue Pocken-Ableiter fortfährt, die Probe zu halten, wie es bisher den Anschein hat, so ist die Belohnung von 10000 Pfund Sterling, welche das brittische Par-

lament dem Entdecker gegeben hat, nicht zu groß.

Das mörderische Jahr 1800 hat den gänzlichen Ausschlag zu Gunsten der neu entdeckten Schutzblattern gegeben, die zwar hie und da schon versucht wurden, über deren öffentliche und allgemeine Einführung aber noch eine große Discrepanz der Meynungen herrschte. Mit dem Jahre 1801 wurde die Vaccination hier allgemein ausgebreitet, und das Resultat davon war im höchsten Grade günstig; es starben seitdem an den Pocken:

im Jahre		Kinder
1801	—	164.
1802	—	61.
1803	—	37.
1804	—	2.

und unter diesen beyden letzten war Eines das Kind einer fremden hier durchreisenden Mutter; folglich bleibt für Wien Ein einziges.

In Wien hat sich besonders Doctor De Caro

durch die erste Einführung der Kuhpocken-Impfung verdient gemacht. Wie noch vor wenigen Jahren Anstalten zur Inoculation der menschlichen Pocken sowohl von der Regierung unentgeldlich für arme Kinder, als von einigen Medicinern für vermögliche unterhalten wurden, eben so sind jetzt allenthalben Vaccinations-Anstalten angelegt. Die kaiserliche Familie selbst ist schon mit dem Beyspiele dieser Impfung vorgegangen, um desto mehr Zutrauen auf dieselbe einzuflößen. — Man hat die Vaccination schnell in allen Provinzen eingeführt, und in der bloßen Militär-Gränze sind in Einem Jahre gegen 22000 Kinder vaccinirt worden.

Ein pockennarbiges Gesicht wird in vierzig Jahren ein seltenes Kabinetsstück seyn! — Indessen laßt uns nicht zu vorlaut seyn!... Laßt uns wenigstens eine Generation abwarten, ehe wir den scheußlichen Blattern ihren letzten Grabesang anstimmen.

Eben dieser Doctor De Caro hat den Kuhpocken-Impfstoff über Constantinopel und Bagdad nach den englischen Besitzungen in

Ostindien, nach Bombay, Madras und bis nach Kalkutta verschickt. Und sonderbar!... Jetzt, da man den Stoff und die Methode vor den Pocken zu schützen, dritthalb tausend Meilen weit bis an die Ufer des Ganges gebracht hat, erst jetzt entdeckte sich, daß die Kuhpocken-Impfung schon seit undenklichen Jahren in jenen Gegenden von den Braminen betrieben werde. Dieser Umstand scheint außer Zweifel zu seyn; dabey ist man aber mit Recht unschlüssig, ob man sich mehr über die Stupidität der Beamten der englisch-ostindischen Kompagnie entrüsten soll, die schon seit fünfzig Jahren unter den Braminen herumwandeln, ohne jemahls auf diese wichtige Entdeckung die mindeste Aufmerksamkeit zu richten, oder über die Schelmerey der ehrwürdigen Braminen, welche diese Wohlthat in den Nebel des Aberglaubens hüllten und sie nur den Anhängern ihrer Secte angedeihen ließen ..... Aber freylich haben die Herren von der ostindischen Kompagnie auf andere Dinge zu sehen: ein Sack voll Reis, ein Bündel Seide, ein Lumpen

von Zitz oder Musseline, sind für eine Gilde von Wucherern viel wichtigere Artikel, als ein Specificum gegen eine Krankheit, die jährlich in ganz Europa Millionen mordete.

Ist doch auch in Deutschland nicht vernünftiger gehandelt worden, wenn es sich bestättigen sollte, daß die heute allenthalben mit Enthusiasmus aufgenommene Kuhpocken-Impfung schon vor fünfzig Jahren vorgeschlagen aber damahls kalt und kurz abgewiesen wurde.

Da möchte man wohl mit Lichtenberg aufrufen: O wenn doch jemand den Schlüssel zu dem heiligen Gewölbe fände, wo vermuthlich noch tausend solcher Dinge verborgen liegen! Wer will sagen, ob wir unser Leben nicht einst wieder auf halbe Jahrtausende bringen?

Ein lächerlicher Umstand seit der Einführung der Schutzblattern ist, daß es schon jetzt Leute gibt, denen bange wird, es möchten der Menschen zu viele auf unserem Planeten werden, und aus diesem Uebermaß des Unheils noch mehr entstehen, als uns

Digitized by Google

bis jetzt schon beschéret ist! .... Die Kurzsichtigen! Wissen sie denn nicht, daß die Vorsicht, nebst Pestbeulen, Kanonen, Bayonnetten und Pocken, noch der Werkzeuge genug hat, um für künftige Geschlechter Raum zu machen? — Hat nicht leider schon das gelbe Fieber aus Nordamerika den Weg nach Spanien und Italien gefunden? . . . Ist nicht eben jetzt ganz Europa in banger Sorge vor den wiederholten Ausbrüchen dieses neuen Giftes, welches mit solcher Schnelligkeit die Menschen mordet, daß es der Heilkunde noch nicht möglich war, sichere Gegenmittel auszufinden, und welches in der That ein noch weit schlimmeres Geschenk für unseren Welttheil wäre, als die vor tausend Jahren zu uns gekommenen Pocken.

XLI.

Revision der Aushängschilder und Aufschriften.

Eine solche Revision existirt zwar nicht, wäre aber keineswegs überflüssig.

Wenn ein Mann von Geschmack in der Stadt herum geht, und die Schilder an den Häusern und Kaufgewölben ansieht, so kann er eben keinen sehr hohen Begriff von dem Geschmack der Wiener hegen. Was da für unschickliches und albernes Geschmier zur Schau kömmt!... Zum Beyspiel: hier die heilige Dreyfaltigkeit ober einer Bude voll modischen Firlefanz, der bloß dazu erfunden ist, der Eitelkeit und Sinnlichkeit Anbeter zu verschaffen; hier der englische Gruß ober Riechwässern, Guckgläsern, Haarnadeln und profanen Toiletten-Instrumenten; dort der heilige Anton von Padua ober Schweinsschinken, Ochsenzungen und Speckseiten; da die Flucht in Aegypten ober Käse, Schmeer und Unschlitt; dort der Prophet Jonas wie ihn der Fisch ausspeyt, an einer Bude wo Ja-

lappa, Kremor tartari und Bibergeil verkauft wird.

Wie in aller Welt kommen die lieben Heiligen, ja sogar Gott Vater, Sohn, und heiliger Geist zu Aushängschildern von so unbedeutenden irdischen Dingen? ... Diese Heiligen-Schilder würde ich ohne weiters abstellen.

Nach den Bewohnern des Himmels müssen es sich die Götter der Erde, die Souverains von ganz Europa, schon auch gefallen lassen, zum Schild einer oft schlechten Waare zu dienen; auch sind sie alle hier, vom römischen Kaiser an, bis auf den Hospodar der Walachey den Fürsten Ypsilanti. Ein Glück für sie, daß sie nicht so delikat sind wie der Macedonische Alexander weiland*)! sie würden erschrecken über die hölzernen und verzerrten Gesichter, die sie auf solchen Schildern haben. Nach den Potentaten folgen die Kriegsmänner Loudon, Coburg, Suwarow, Nelson ꝛc. Solche werden allemal in Kriegszeiten

*) Dieser erlaubte niemandem, sein Bild zu mahlen, außer dem berühmten Apelles.

ausgewählt, wenn eben viel Redens von ihnen ist. Von Ministern habe ich einst den einzigen Kaunitz oder einem Silberladen erblickt: vermuthlich sind die Männer der Diplomatie in der Welt der Gewürzkrämer, Leinwandhändler und Seifensieder weniger bekannt, sonst müßten sie wohl auch bey diesen die Kunden herbey rufen.

Einige wenige unserer Verkäufer müssen wohl gar eine Tinktur von Schöngeisterey haben, weil sie sich in die Mythologie und in die schönen Künste versteigen: Flora, Venus an der Toilette, die Vigano, die Casentini als Waldmädchen, der famose Papageno ꝛc. sind dieser ihre Schutzpatrone.

Ein Schuster in der Spiegelgasse ist so geistreich, daß er zum Schild führt den Moses, wie er eben die Schuhe auszieht! eine schlechte Empfehlung für sein Handwerk. — In eben dieser Gasse ist ein Strumpfwirker, der zum Schilde hat den ewigen Frieden; und wodurch ist der ewige Friede dargestellt? durch einen Kirchhof! ... Sonderbar: auch der berühmte Kant hat seine Ideen über den ewi-

Digitized by Google

gen Frieden aus der Ansicht eines Kirchhofes geholt; beynahe möchte man hier aufrufen: les beaux esprits se rencontrent! da der wienerische Strumpfwirker und der königsbergische Metaphysiker so identisch auf einem Punkte zusammen treffen.

Noch schlimmer ist es mit den Aufschriften, die häufig voll von Schnitzern gegen die Orthographie und andere Regeln sind. Der bekannte Otto kündigte lange mit großen Buchstaben an, daß alle Sonntage bey ihm Klupp sey; als die Clubs verboten wurden, gab er Cassino, und noch seit nicht gar lange wird das Wort recht gedruckt. Ein Nachbar des Otto hat in der nämlichen Gasse ein Cassino für distinguirte Personen, und macht, wie man sieht, in vier Worten drey Schnitzer. — Die Gewürzkrämer kündigen alljährlich richtig ihren neuen Senft statt Senf an. Der Traiteur Villars schrieb — wie hochherzig, an sein Haus: „Gasthof aller Bidermänner." — Ein anderer nennt sich einen „Bürgerlichen Traktor." — Ein Färber auf dem Michaelerplatze hat auf seiner Tafel: „Franz Ri-

galt, bürgerlicher Seidenfärber" und dabey die gräuliche französische Uebersetzung: „Frantz Rigalt deind toutes sortes d et — tofes de Sois." — Ein Petschierstecher hatte wenigstens zehn Fehler in seiner Aufschrift, und nannte sich! „Mitglied der Akademie der bildenden Künste!"

Wäre bey diesem unerschöpflichen Magazin von Schnitzern und widersinnischem Zeuge nicht eine legale Revision zu wünschen, um uns die Schande zu ersparen, daß der einsichtsvolle Fremde von Wien sagen darf, man könne hier nicht schreiben? — Sollte nicht jeder Schildkleckser und Buchstabenmaler seine Pinseley erst bey der Revision vorweisen, bevor sie zum öffentlichen Gebrauch ausgehängt wird?

Ich weiß wohl, daß es in mehrern sehr berühmten Hauptstädten auch nicht besser ist; allerdings, aber ein Fehler rechtfertigt den anderen nicht.

XLII.

Zweydeutige Höflichkeit.

Es giebt Leute, deren Charakter und Handlungsweise in manchem Betrachte niedrig, häßlich und menschenfeindlich, auch als solcher allgemein anerkannt und verdammt ist.

A. ist ein Blutigel von Wucherer; B. ein gefährlicher Verläumder; C. ein tückischer Doppelzüngler; D. ein Schwärzer; E. ein hartherziger Geitzhalz; F. ein bestechlicher Verschwender ꝛc.

Ich befinde mich in einer Gesellschaft: man schreit, man wettert, man entsetzt sich über diesen und jenen neuen unbiedern Streich, den Herr A, B, C, D, E, F, so eben gemacht haben. — Wohlan! Herr A, B, C, treten einer nach dem anderen ein. Flugs andere Gesichter! es scharren die Füße; Verbeugungen links und rechts; Ihre Dienerin! — Gehorsamster Diener! von allen Seiten ... Die notorischen und einen Augenblick vorher verabscheuten Schufte werden mit Ach-

tung, mit eben den verbindlichen Aeußerungen empfangen, wie der rechtschaffenste, der geschätzteste Mann.

Ich bin in einem rechtlichen Hause zu Tische geladen. — Wer sollte es vermuthen! Auch Herr D, E, F, erscheinen; man setzt sie sogar oben an; man fetirt sie, man bestrebt sich, artig und zuvorkommend gegen sie zu seyn. Mir fällt zwar der hungrige französische Versifex ein, der sich nicht entblödete zu sagen:

Et je soupe à merveille à coté d'un Fripon*)!

Ich aber verliere Appetit und Sprache.

Tags darauf äußere ich mein Erstaunen über die Erscheinung und den Empfang der erwähnten Taugenichtse. Man entschuldiget die Sache mit der Behauptung: die Höflichkeit erfordere ein solches Benehmen.

Wenn die Nichtswürdigkeit mit der nämlichen Achtung behandelt wird wie die Rechtschaffenheit, was bleibt dieser letztern übrig!

*) Mir schmeckt das Essen auch neben einem Schurken recht gut.

Ist solche Höflichkeit für einen unwürdigen Menschen nicht grobe Beleidigung gegen den anwesenden Biedermann?

XLIII.

Millionairs.

Die Millionairs sind zwar heut zu Tage allenthalben etwas dünne gesäet; aber es giebt doch deren noch in Wien, und zwar von zweyerley Gattungen: die einen, welche eine Million und drüber an jährlichen Einkünften besitzen; und die anderen, welche eine Million und drüber in ihrem gesammten Vermögen haben.

Von der ersteren Gattung sind die drey fürstlichen Häuser Esterhazy, Lichtenstein und Schwarzenberg.

Der Fürst Niklas Esterhazy von Galantha ist unstreitig einer der reichsten und prächtigsten Vasallen in ganz Europa. Er hält auf seinem Schlosse Esterhaz eine eigene Leibwache von ungarischen Grenadiren. Seine sämmt-

Digitized by Google

lichen Herrschaften, wenn sie alle beysammen lägen, würden ein Ländchen darstellen, von nicht gar viel geringerem Umfange als z. B. das Kurfürstenthum Hessen oder das Kurfürstenthum Salzburg. Er unterhält auf denselben bloß an Schafen 160000 Stücke, wovon ihm jedes im Durchschnitt jährlich drittehalb Gulden einträgt, welches also allein schon die Summe von 400000 Fl. ausmacht.

Die fürstlich Lichtensteinischen Herrschaften sind zwar nicht von so gar großem Umfange wie die Esterhazyschen, aber immer höchst ansehnlich: sie liegen in Tyrol, Böhmen, Oestreich und Mähren, in welcher letzteren Provinz sie nicht gar viel weniger als ein Viertheil des ganzen Landes betragen mögen. Auch ist auf denselben die ökonomische Industrie in allen ihren Zweigen auf den höchsten Grad getrieben, und alles ist gänzlich frey von Schulden.

Das Haus Schwarzenberg hat sehr große Güter, sowohl unmittelbare im deutschen Reiche, als mittelbare in Böhmen, Oestreich und Steyermark. Dieses Haus war von jeher

eines der regulirtesten, und der jetzige Chef desselben hat allenthalben Ordnung und Industrie noch höher gehoben, auch eigene ökonomische Schulen auf seinen Herrschaften angelegt.

Bey den hiesigen Millionairs von der zweyten Gattung ist es merkwürdig, daß die meisten derselben Leute waren, die ohne ein vorher besessenes erhebliches Vermögen gleichsam ganz von vorne anfiengen, und mit Millionen endeten. Solche eigene Glücksschmiede waren Fries, Badenthal, Natorp, Trattner, Mack (der Juwelier) Weinbrenner, Geymüller ꝛc. Den alten Grafen Fries schätzte man bey seinem Absterben auf sechs Millionen, die übrigen auf Eine Million und etwas mehr oder weniger. Trattner war eine um so seltnere Erscheinung, weil er als Buchhändler, folglich bloß mit gelehrter Waare sein Haus in der Stadt (das jetzt jährlich 40000 Fl. Miethe einträgt) das große Haus sammt dem prächtigen Garten in der Vorstadt, und die Herrschaft Ebergaßing erwarb.

Wer ist glücklich? fragte der berühmte

Helvetius, und gab darauf die Antwort: Ein junger, gesunder, geschmackvoller Mann mit einer Million im Vermögen. — Da Helvetius alle diese Attribute in sich selbst vereinigt besaß, so sollte man seiner Behauptung wohl trauen dürfen.

XLIV.

Krida. — Bankerott.

Wie schimmernde Brillianten in Dunst verfliegen, oder sich in verachtete Kohlensäure auflösen; so verfliegen auch glänzende Millionen, oder lösen sich manchmal in Krida und Bankerott auf, beyde, wenn man sie darnach bearbeitet! ... Das Experiment ist nicht gar schwer, und wird von Zeit zu Zeit gemacht. —

Man nennt in Wien gewöhnlich Krida oder Konkurs, wenn der Verunglückte noch etwas übrig behält, um es unter seine Gläubiger zu vertheilen, sey es auch nur ein Viertel, Fünftel, oder Sechstel vom Hundert.

Bankerott oder Falliment nennt man eigentlich, wenn das Schiff mit Mann und Maus gesunken ist, das heißt, wenn gar Alles verlohren geht. Vermuthlich hört man deßwegen diese Benennung so ungern und so selten; denn jeder Gestürzte will dem Publikum noch gerne weiß machen, daß die Sache nicht so gar schlimm stehe, daß seine Gläubiger nicht ganz leer ausgehen werden. Wenn sechs Fallimente geschehen, so wird sicherlich fünfmal ausgesprengt: es sey so arg nicht, es sey nur eine augenblickliche Stockung, der Fallirte werde sich in ein paar Monaten wieder rangiren. Diejenigen, welche der Schlag nicht trifft, stellen sich aus Gefälligkeit an, als ob sie es glaubten; die dabey Interessirten glauben es, weil sie es hoffen; ihr erster Unwille und ihre erste Verzweiflung kühlen sich indessen etwas ab, und nach einem Jahre erfahren sie mit mehr Gelassenheit, daß ihre gutmüthig hingegebenen Kapitalien unwiederbringlich verschlungen sind.

In den neueren Zeiten ist leider auch hier das Krida- und Bankerottmachen etwas häu-

figer geworden, und nicht bloß bey Wechslern, Negozianten und Kaufleuten, sondern auch bey Kavaliers, Beamten und Bürgern. Man weiß wohl, daß die handelnde Klasse durch fremde Fallimente, oder durch unmöglich vorzusehende Ereignisse, und die übrigen Privatleute durch Noth oder plötzliche Unglücksfälle zur Krida kommen können, und in diesem Falle bemitleidet man sie; allein diese Bankerotte verhalten sich zu den aus eigener Schuld herbeygeführten wie 3 zu 12.

Der allgemein eingerissene unsinnige Luxus erzeugt die Geldsucht, und diese macht, daß jezt Alles negociren will. Junge Herren, die etwas Vermögen haben, und mit demselben ohne viele Anstrengung recht große Summen gewinnen möchten, lassen sich zu Wechslern und Großhändlern stempeln *). Was ist die erste Sorge des neugebacknen Großhändlers?

*) Um Großhändler zu werden, muß man ein eigenes Vermögen von 30000 Fl. ausweisen. Nebstdem, daß diese Summe für gegenwärtige Zeit eben nicht mehr sehr bedeutend ist, giebt es, wie man sagt, der Künste mancherley, um

sich Kutschen und Pferde und ein Landhaus anzuschaffen; als Nebensache wirbt er ein paar Kommis an, die das Geschäft führen; er selbst macht Landparthieen, giebt Hausbälle, Assembleen, Soupers, u. s. w. wo Champagner und Punsch wie Wasser fließen, spricht von seinen großen Geschäften, berückt einige kurzsichtige Leute, ihm ihre Kapitalien in die Kasse zu werfen, treibt das Wesen eine Weile fort, und die letzte Scene von der kurzen Komödie ist die — Krida. Wenn der Streich diese Laffen allein träfe, so könnte man bloß lachen; aber es sind gewöhnlich ehrliche Leute dabey verwickelt, die durch den Verschwender zur Dürftigkeit herabsinken.

Ueberhaupt sind gegen die muthwilligen und schelmischen Bankerotte noch immer zu unwirksame Vorkehrungen. Es gibt abgefeimte Kerls, die zweymal und dreymal Bankerott machen, und crescendo sich nach jedem besser befinden als vorher, so daß sie nach dem dritten sich gänzlich in Ruhe setzen, und von ihrem

---

dieselbe auszuweisen, ohne sie wirklich zu besitzen.

Vermögen leben. — Andere besitzen dem Anschein nach mancherley Realitäten: Häuser in der Stadt, Landhäuser, Gärten, Brillianten, silbernes Service ꝛc. wenn nun beym Ausbruch der Krida die Gläubiger auf diese Habseligkeiten greifen zu können glauben, kommen plötzlich scheinbare Dokumente hervor, woraus erhellet, daß diese schönen Sachen nicht dem Kridatarius, sondern seiner Frau, Gemahlinn angehören; der pfiffige Kautz setzt sich also ruhig auf das angebliche Landhaus seiner Frau, und lacht über die geprellten Kreditoren.

Freylich können diese den Taugenichts einsperren lassen, aber sie müssen ihn im Schuldengefängniß mit ihrem eigenen Gelde standesmäßig ernähren; auch darf dieser Arrest nicht über Ein Jahr dauern; nur wenn sich die Gläubiger zusammen verstehen, so kann ihn einer nach dem anderen immer wieder auf Ein Jahr festhalten, und ihn vielleicht etwas mürbe machen.

Bey den Staatsbeamten ist das besondere Gesetz, daß man im Falle einer Krida

zwar sein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen, jedoch seine Besoldung nicht in Beschlag nehmen könne, ohne Zweifel darum, damit er für seine Amtsgeschäfte nicht verlohren sey. Da dieses Gesetz bekannt ist, so geschieht den Gläubigern dadurch kein Unrecht.

XLV.

Haus-Officiers.

Jedes große Haus in Wien bildet eine Art von kleinem Hofe, der seine Würden und Aemter, seine Minister, seine Favoriten, seine Allmächtigen und seine Gestürzten, seine Projektmacher, seine Intriguen, und seine strengen Abstufungen in der Hausordnung hat.

Was zwischen den Obermännern und der Livree inne steht, heißt Haus-Officier, und dieß ist eine sehr zahlreiche Klasse von Menschen.

Digitized by Google

Es gehören dahin die Haushofmeister, Hausregenten, Hausinspektoren, Kassiers, Haussecretairs, Kammerdiener, Stallmeister, Bereiter, Wirtschaftsbeamte, Köche, Kellermeister, Tafeldecker, Zimmerwärter ꝛc. ꝛc. Alle diese Leute leben in der Regel höchst behaglich, und um viel besser als der Mittelbürger, der mittlere und untere Staatsbeamte; denn sie wohnen in Pallästen, haben täglich die nämliche reichliche Tafel, ohne alle Rücksicht auf jeden auch noch so hohen Preis der Lebensmittel, ziehen hübsche Besoldungen, ohne die Abzüge zu leiden, denen die Staatsbeamten unterworfen sind; und finden nebenher noch mancherley Wege, sich sogenannte Accidenzien zu verschaffen, wie man es schon aus der bloßen Benennung ihrer Stellen errathen kann.

Der Haushofmeister ist die erste Person in diesem Kreise. Beym Antritte seines Amtes muß er sich zwar etwas umtreiben, bis die Maschine recht nach seinem Belieben im Gange ist, und bis er die schwache Seite seiner Herrschaft vollends ausgewittert hat. Dann ist er aber geborgen. Die Lieferanten für das

hohe Haus müssen seine ergebenen Klienten seyn, wofern sie es nicht verlieren wollen; und der Koch, der Kellermeister und der Zuckerbäcker müßten ihren Vortheil schlecht verstehn, wenn sie sich den Haushofmeister zum Feinde machen wollten.

Je länger der Haushofmeister in einem Hause ist, desto unentbehrlicher wird er. Auch werden sie alle reich. Und wenn es dieser oder jener gar zu plötzlich wird, oder wenn er seinen Reichthum so auffallend bemerken läßt, daß man sich verwundert frägt: wo hat der Mann all das Geld her? so ist die gewöhnliche Antwort: Er negocirt.

Wir haben mehrere Beyspiele, daß ein Kavalier Güter verkaufen mußte, und daß sie ihm sein Haushofmeister abkaufte.....

Wenn die Haushofmeister alt werden, oder wenn ihr Principal stirbt, so setzen sie sich gewöhnlich in Ruhe, und leben von ihrem Vermögen.

Digitized by Google

XLVI.

Der achtzehnte Junius.

Der Leibkutscher des preußischen Königs Friedrich des Zweyten warf seinen Herrn einst um. Der König gerieth in heftigen Grimm, und drohte mit aufgehobenem Stocke. Wahrhaftig! ein großes Unglück, ich gestehe es, sagte der Kutscher; aber, haben denn Euer Majestät niemals eine Bataille verlohren?

Bekanntlich hat Friedrich auch Bataillen verlohren, und unter dieselben gehört vorzüglich die Schlacht bey Kollin oder Planian am 18. Junius 1757.

Durch die verlohrne Schlacht bey Prag und derselben Folgen war die Kaiserinn Maria Theresia in eine sehr üble Lage versetzt worden. Sie hielt den nachher bey Planian erfochtenen großen Sieg für so wichtig, daß sie verordnete, der Tag desselben — der 18. Junius — sollte für ewige Zeiten alljährlich durch ein geistliches Dankfest in Wien gefey-

ert werden; dem die ganze hiesige Garnison beyzuwohnen habe.

Dieses geschieht auch jährlich an dem erwähnten Tage durch ein Hochamt und ein Te Deum in der Augustiner Kirche in der Stadt. Statt die ganze Garnison in Bewegung zu setzen, begnügt man sich jedoch, ein paar Batallions Infanterie und ein paar Schwadronen Kavallerie dabey assistiren zu lassen.

Der im J. 1683 erfochtene Entsatz von Wien wurde ehedem auch mit einem alljährlichen Dankfest gefeyert. Kaiser Joseph der Zweyte geboth aber, diese Feyerlichkeit mit dem Jahre 1783 zu beendigen.

Die kleine Kirchenparade am 18. Junius erinnert uns also alljährlich neuerdings an den großen siebenjährigen Krieg, folglich auch an den Helden desselben, den König Friedrich.

Dieser König war — wie alle Welt weiß — ein Held, ein Weiser, ein Menschenfreund; — aber auch ihn verfolgt die Tadelsucht jetzt noch jenseits des Grabes. Man weiß kaum, ob man seinen Augen trauen soll, wenn man

liest, was der berühmte Taktiker Guibert, der eine höchst emphatische Leichenrede auf ihn schrieb, im Jahr 1773 auf seiner Reise in Berlin hörte, was aber erst vor kurzem gedruckt erschien. Man höre:

„Die Menschen sind in des Königs (Friederichs) Augen nichts. Wenn sie ihn angenehm unterhalten, so karessirt er sie, wenn sie ihm dienen, so ernährt er sie; und wenn er belohnt, so geschieht dieß jederzeit mehr in Bezug auf ihn selbst, als in Bezug auf die Sache, und mehr in Hinsicht auf die Zukunft als auf das Vergangene. Kann jemand ihm auf keine Weise mehr nützlich seyn, so wird er von ihm vernachläßiget, und gleichsam mit Füßen getreten. So viel in Ansehung der Menschen, die sich ihm nähern, oder seine Person bedienen. Was seine Völker betrifft, so sind diese in seinen Augen weiter nichts, als eine verächtliche Heerde Vieh, deren Bestimmung ist, den von ihm beherrschten Erdraum fruchtbar zu machen oder zu verschönern. Ein jeder Kopf hat für ihn nur so viel Werth, als die Summe

der Kraft oder der Einkünfte beträgt, die durch dieses Individuum in seine Hände kommt. — Die Musik, die schönen Künste, die Litteratur, die Philosophie, die Freundschaft, alles ist für ihn bloß Zerstreuung, Ausfüllung der Zeit, oder Scharlatanerie *)."

So schilderte der Abbate Bastiani, welcher viele Jahre lang Friedrichs Vorleser und Gesellschafter war, diesen König in einer vertrauten Stunde gegen Guibert.

Dieß möchte noch hingehen; man könnte das nicht geschmeichelte Portrait allenfalls für die Aufwallung einer übeln Laune des Italiäners nehmen. Allein, was noch weit mehr in Erstaunen setzen muß, der bekannte Herr von Archenholz, ehemaliger preußischer Hauptmann, und sonst stets einer der größten Enkomiasten des großen Königs, macht noch erst vor kurzem folgenden Kommentar zum Text des Bastiani:

„Diese Schilderung ist sehr stark, und muß allen denen mißfallen, die auf den gro-

*) Minerva. 1803, Monat März.

ßen König auch kein Fleckchen kommen lassen wollen; die jenigen aber, die nicht bloß in Lobreden seine Geschichte studiert haben, denen Wahrheit lieber als Enthusiasmus ist, und die Muth genug besitzen, sich von gewissen eingewurzelten Lieblings-Ideen loszureißen, werden nach angestellter Prüfung des Geschehenen in obiger Schilderung viel Wahres finden *)."

Wahrlich! diese beyden Geständnisse möchten in den Augen vieler Menschen für den Ruhm des verblichenen Friedrichs mörderischer seyn, als zwey verlohrne Bataillen.

*) Minerva. 1803, Monat März.

XLVII.

Die Reichen.

Reichthum und Armuth sind die nothwendigen Folgen unseres gesellschaftlichen Zustandes, der auf das Recht des Eigenthums gegründet ist.

Sie sind Kinder des Zufalls, der Umstände, der Klugheit oder Unbesonnenheit, des Fleißes oder der Trägheit, der Sparsamkeit oder Verschwendung.

In Paris ist seit dem großen politischen Veitstanz, genannt Revolution, eine eigene Klasse von Menschen erstanden, benamset die Neureichen. Von diesen Neureichen sind nach dem einstimmigen Urtheil aller Reisenden, gute vier fünftel baare Midasse, verächtliche Wichte, ohne Geschmack, ohne Kenntnisse, ohne Gefühl, ohne Zartsinn; mit einem Worte: goldene Kälber.

Es ist unstreitig noch leichter reich zu werden, als von seinen Schätzen einen wahrhaft edeln, vernünftigen und anständigen Gebrauch zu machen. Klein ist das Häuflein sol-

cher Auserwählter, viel größer auch bey Uns die Zahl der Brüder jener Pariser.

Mancher hat die fixe Idee, bloß weil er reich ist, müsse ihn Alles für einen wichtigen Mann halten, müsse sich alles vor ihm bücken, müsse sich beeifern, ihm die Langweile zu vertreiben, müsse ihm den Hof machen ꝛc. ꝛc. Diese goldnen Kälber nehmen den bekannten Vers:

— Divitias quisquis contraxerit, ille
Clarus erit, fortis, justus, sapiensne?
etiam, et Rex,
Et quiquid volet *)..

im Ernste; sie wissen nicht, daß es nur Ironie sey.

Ein Reicher, der seinen Nebenmenschen keine Vortheile, keine Wohlthaten, keine Annehmlichkeiten verschafft, verdient verachtet und pleno choro ausgepfiffen zu werden.

Glücklicher Weise sind solche Midasse meistens zu geistlos, um ihr Gold lange zu er-

*) Wer immer Geld zusammen gescharret hat, der ist ein edler Mann, ein tapfrer Mann, ein biedrer Mann, auch ein weiser Mann? allerdings: sogar ein König, und was er nur immer seyn will.

halten. Haben wir nicht von Zeit zu Zeit Beyspiele vor Augen, daß die Millionen eines fleißigen oder eines kargen Vaters schon in der ersten Generation wieder zerstoben?

Der eine hängt sein Geld an Meublen und Pferde, der andere an Spiel und Hetären, der dritte an thörichte Unternehmungen und listige Schmeichler .... In kurzer Zeit bewahrheitet sich das Sprüchlein: Wie gewonnen, so zerronnen!

Aber — hat denn der Reichthum gar kein Verdienst? ... Hat er gar keinen Reitz für den Weisen?

Allerdings: er hat Verdienst, wenn der Reiche versteht, mit einem Theil desselben Künste und Gewerbe zu beleben, Kenntnisse zu verbreiten, nützliche Versuche zu machen, wohlthätige Institute zu gründen, das dürftige und verkannte Verdienst zu unterstützen, den leidenden Unglücklichen zu erquicken, dem Vaterlande in dringenden Fällen ein Opfer zu bringen.

Mit dem Ueberreste hat der Reiche dann volles Recht, ja sogar die Pflicht, ihn zum

Glanze seines Hauses, zu seinen persönlichen Bequemlichkeiten, zu seinen und seiner Freunde Vergnügungen zu verwenden.

Für den Weisen hat ein mäßiger Reichthum noch den besonderen Reitz, daß er sich damit unabhängig machen kann, ein Zustand, der auch nur für den Weisen paßt.

Lykurg gab den Spartanern ein eisernes Geld von solcher Schwere und Plumpheit, daß man eine ganze Kammer brauchte, um ein Sümmchen von 300 Thalern unseres heutigen Geldes aufzubewahren, und einen Wagen mit zwey Ochsen, um es aus einem Hause in das andere zu schaffen. Dadurch geschah, was er vorgesehen und gewünscht hatte: die Leute wurden es überdrüssig, Geld zu sammeln, das heißt, reich zu werden. — Nun ist es zwar nicht thunlich, auch nicht nöthig, daß wir in Betreff des Geldes Spartaner werden; aber besser wäre es doch, wenn man nicht immer und ewig das Einerley hörte: Wie viel trägt es ein? — Hat er Geld? — Ist sie reich? — Läßt sich was dabey machen? —

Giebt es Blech? — Bezahlt sich's gut? ꝛc. ꝛc.
eine Litaney, wovon das leidige Amen ist:

— Inter nos sanctissima divitiarum
Majestas, etsi Funesta pecunia templo
Nondum habitat, nullas nummorum erexi-
mus aras!

XLVIII.

Betteley. — Arbeitshaus.

Die Betteley, welche beynahe in allen Ländern mehr oder minder sichtbar herumschleicht, ist immer ein Staatsgebrechen, dem nicht so leicht und wirksam abzuhelfen ist, als mancher vielleicht denkt, weil sie hunderterley Larven hat, unter denen sie sich versteckt. Eine heulende und weinerliche Stimme, verzerrte Gesichter, Stöhnen und Seufzen, anscheinende Verrenkungen von Gliedern, verstellte oder — wer sollte es glauben! — aus Faulheit geflissentlich erzeugte wirkliche Wunden, falsche Atteſtate, eigene oder entlehnte Kinder,

die gekneipt werden, damit sie beym Vorübergehen der Leute schreyen: diese und dergleichen Dinge sind bereits so abgenützte Kunstgriffe der Bettlergilde von Profession, daß sie nur noch sehr unerfahrne Menschen täuschen können.

Laut des neuen Penal-Kodex ist die Betteley ohne Ausnahme eine Polizey-Uebertretung, die immer bestraft wird. Auch muß man der Polizey die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie der Betteley sehr thätig und wirksam entgegen arbeitet; ihre Angehörigen erhalten für jeden aufgegriffenen Bettler eine kleine Belohnung an baarem Gelde; ganz und gar das Uebel auszurotten, gehört in einer so großen Stadt unter die beynahe unmöglichen Dinge, besonders da das Wienersche Publikum von einer gewissen Klasse noch immer so mißverstanden weichherzig ist, daß es vieles thut, die Betteley zu unterstützen, statt dieselbe zu vermindern.

Gegenwärtig schränken sich die Künste der hiesigen Bettler hauptsächlich auf drey Arten ein: daß sie nämlich hie und da in die Häu-

ser schleichen; daß sie in der Dämmerung in abgelegenen Straßen einem Gutmüthigen ein Kreutzerstück abjammern; und endlich daß sie auf den Spaziergängen, vorzüglich außer den Thoren, die Leute belästigen, in welchen beyden letzteren Fällen sie aber vorher immer sorgfältig um sich sehen, ob sie keine Polizeyleute erblicken, von denen sie wohl wissen alsogleich ergriffen und in Arrest geführt zu werden.

Es ist eine längst bekannte Sache, daß ohne öffentliche und zweckmäßige Arbeitsanstalten der Betteley nie anhaltend gesteuert werden könne, weil der Bettler, so wie er einen zeitigen Arrest oder Schläge überstanden hat, wieder dort ist wo er vorher war, das heißt, keinen Erwerb hat oder haben will, und um nicht zu verhungern, sein gewohntes Metier neuerdings anfängt.

Um diese nöthigste aller Maßregeln gegen müßiges und bettelndes Gesindel aufzustellen, hat die Regierung das aufgehobene Karmelitenkloster auf der Laimgrube in ein öffentliches Zwangs-Arbeitshaus verwan-

delt, welches am 1. October 1804 eröffnet worden ist.

Dieses Haus nimmt Niemanden auf, der sich eines Verbrechens oder einer schweren Polizey-Uebertretung schuldig gemacht hat. Für Sträflinge besteht das Zucht- und Polizeyhaus. Leute hingegen, die durch ihre unthätige Lebensart erst noch in der Gefahr schweben, auf strafbare Abwege zu gerathen, und daran gehindert werden müssen, nämlich Müßiggänger, Bettler, arbeitsscheue Menschen, muthwillig und aus eigenem Verschulden vacirende Dienstbothen, und Leute die keinen ehrlichen Erwerb ausweisen können, werden in dieses Arbeitshaus auf unbestimmte Zeit abgegeben, dort zur Arbeit angehalten, durch Belehrung in der Religion und in den Pflichten des Menschen und Bürgers zur Erfüllung dieser Pflichten ermuntert, und so lange aufbewahrt werden, bis sie hinlängliche Proben ihrer Besserung abgelegt haben, und als nützliche Glieder der Gesellschaft wieder unbedenklich sich selbst überlassen werden können.

Mit diesem Arbeitshaus wird auch einsweilen eine Corrections = Anstalt für junge Leute beyderley Geschlechts aus den gebildeteren Ständen verbunden, wo sie in einsamen Gemächern, unter öffentlicher Aufsicht, von den betretenen Abwegen durch zweckmäßige Mittel wieder zurückgebracht, ihre Namen aber für immer auf das sorgfältigste verschwiegen werden sollen. Daher es Aeltern, Vormündern und Anverwandten, die solche verirrte junge Leute gegen Bezahlung dahin zu geben wünschen, und die sich deßwegen an den Hausverwalter zu wenden haben, frey steht, ihre zu bessernden Zöglinge unter erdichteten Namen dort aufnehmen zu lassen *). Dieses

*) Hiebey ist jedoch zu bemerken: daß ohne Einwilligung der Obervormundschaft kein Vormünder einen Pupillen dahin geben darf; daß der wahre Name nur dem unteren Personale des Hauses, nicht aber der Polizey und der Verwaltung verborgen bleiben darf, und endlich, daß die Polizey = Ober = Direktion vorher immer genau untersucht, ob die Personen, welche Aeltern oder Vormünder dahin bestimmen, wirklich geeignet sind, so behandelt zu werden.

Digitized by Google

ganz neue Institut ist daher als kein Strafort anzusehen, sondern es ist im eigentlichen Verstande eine wohlthätige öffentliche Besserungsanstalt. Die Abgabe in dasselbe ist daher keine Entehrung, und dem Ausgetretenen kann um so weniger eine Makel ankleben, da einerseits kein Verbrecher, kein Sträfling aufgenommen, und andrerseits niemand aus dem Hause ohne die Ueberzeugung entlassen wird, an dem Ausgetretenen einen besseren Menschen, einen emsigen Bürger, einen brauchbaren Arbeiter der Gesellschaft wieder gegeben zu haben *).

Wahrhaftig, dieß sind zwey Institute, ganz den Bedürfnissen unsrer Zeit angemessen, und die eine wichtige Lücke in der Liste der Anstalten zum öffentlichen Wohl und zur öffentlichen Sicherheit ausfüllen **).

---

*) So drückt sich das über die Errichtung dieser Anstalten gegebene Manifest aus.

**) In den seit der Existenz dieses Arbeitshauses verflossenen ersten sechs Monaten, vom 1. October 1804 bis 1. April 1805 sind darin aufgenommen worden 253 Personen, sowohl männ-

Digitized by Google

XLIX.

Luxus.

Ohne auf den Luxus der älteren Nationen Rücksicht zu nehmen, klagt man neuerdings hauptsächlich seit ungefähr vierzig Jahren über diese moralische Epidemie des

---

lichen als weiblichen Geschlechts. Sie wurden mit Flachs-Hecheln und Spinnen, mit Seidenschwingen, Kämmen und Spinnen, mit Stricken und anderen weiblichen Arbeiten, mit häuslichen Verrichtungen, die Männer auch noch über das mit Ausübung erlernter Professionen beschäftiget. Außer dem Religions-Unterrichte wurde mehrern Lesen und Schreiben gelehrt. Während dieser sechs Monate sind aus dieser Anstalt wieder 74 Personen ausgetreten; keines dieser Entlassenen aber wurde sich selbst überlassen, sondern die Anstalt sorgte selbst bey allen jenen, welche nicht in ihre vorherige Versorgung zurücktraten, für einen anständigen Dienst, oder einen anderen hinreichenden Erwerb. Sie wurden theils ihren Aeltern, Vormündern, Verwandten, Gatten oder Familien zurückgegeben; theils in Dienste oder in die Lehre zu Professionisten gegeben; theils endlich in öffentlichen Versorgungshäusern untergebracht.

heutigen verfeinerten und überfeinerten Europa; und sonderbar! ohne eigentlich recht einig zu seyn, was Luxus sey, ohne genau bestimmen zu können, wo die Gränzpfähle eines vernünftigen, für das Ganze sogar wohlthätigen Prachtaufwandes stehen, und wo die Irrwege des verderblichen Luxus anfangen. Auch ist diese Bestimmung so leicht nicht, denn die Begriffe von Luxus sind sehr relativ: es kann ein Gegenstand für dieses Land, für diese Menschenklasse, für diese Familie, für dieses Individuum Luxus seyn, der es für jenes Land, für jene Klasse, für jenen Mann nicht ist, und so auch umgekehrt.

Nach so vielen mißglückten Definitionen des Luxus, will ich auch eine wagen, die aber ohne Zweifel ebenfalls mangelhaft ist. Mir scheint: „Luxus ist das Nothwendige im Entbehrlichen." — Alle Jahre neue Meublen im Hause; alle zwey Jahre einen neumodischen Wagen; sechs Pferde, wo zwey hinreichten; ausländische Getränke, Tücher ꝛc. wenn man im Lande selbst eben so gute und um gleichen Preis haben kann; jedes fremde Mode-Spiel-

zeug in Nippen, Putz-Läppereyen und solchen Tändeleyen, die im Augenblick ihrer Erscheinung viel kosten, und in acht Tagen wieder weggeworfen werden; in jede Gesellschaft ein neues Kleid; Perlenschnüre und brilliantne Rosen an den Hälsen der Fleischhackerinnen und Müllersweiber; Schmausereyen mit einer Fluth von zehnerley Weinen, und mit einer Last von Speisen, welche die Verdauungskräfte sämmtlicher Gäste wenigstens dreyfach übersteigt. .... Diese und ähnliche Dinge sind doch wohl unstreitig Auswüchse eines tollen, verderbenden Luxus.

Es ist noch nicht so gar lange, daß man selbst von wichtigen Männern behaupten hörte, der Luxus sey dem Staate im Ganzen nicht schädlich. Was liegt daran, sagten sie, ob A das Geld habe oder B? ob sich einige Familien und Gecken ruiniren? die Luxisten befördern den Kunstfleiß, den Geldumlauf ꝛc. ꝛc. — Allein, nebstdem daß die Phantasieen des Luxus stets viel Geld aus dem Lande schleppen, sind dieselben immer auch ansteckend, erregen Neid, Eifersucht und neue Bedürfnisse: die

Dame Klaudia will keinen schlechteren Shawl haben, als die Dame Sempronia; Herr Cajus kann seinen Fasching nicht minder splendid geben, als Herr Livius. — Es fehlt jedoch am nöthigen Gelde; man wird allmählig weniger delikat über die Mittel sich dasselbe zu verschaffen, und die ohnehin von allen Seiten durchlöcherte öffentliche Moralität bekömmt neue Risse. ...

Widerlich unter andern ist der übertriebene Luxus in Livreen, der fast alljährlich schreyender und zum Theil läppischer wird. Man sieht Läufer, Kutscher, Jäger, so schwer mit Gold und Silber bedeckt, daß die Kerle unter ihren Galla-Schabraken ordentlich schwitzen, und daß ihnen dieselben recht lästig werden, obschon sie aus plumper Eitelkeit sich darin brüsten und bäumen wie geputzte Schlittenpferde. Ich habe immer meine eigene Meynung von einem Manne, der sich etwas darauf zu gute thut, seine Lakaien und Stallknechte in einen Viertelzentner Silber oder Gold einzuwickeln. ———Auch fällt mir dabey oft der bekannte Herzog von Choiseul

ein, der in seiner ersteren armen Zeit auf die Livree seines Läufers gerade sein ganzes jährliches Einkommen verwandte, und dabey den doppelsinnigen Spaß machte: Ich habe stets die Summe meiner jährlichen Einkünfte voraus*).

L.

Die Gänseweide.

Welche große Stadt hat nicht ihre Gänseweiden? auf Bällen, Assembleen, Pikniks, Promenaden ꝛc. welch eine liebe Heerde von Gänsen und Gänslein weidet dort nicht Jahr aus, Jahr ein? allein von solchen ist hier die Rede nicht.

Unter der Vorstadt, genannt die Weißgärber, ist ein freyer grüner Platz, benamset die Gänseweide, vermuthlich weil er

*) J'ai toujours une année de mes revenus *devant* moi.

einst wirklich eine Weide für dieses Geflügel war. Aber schon seit Mannsgedenken hat dieser Platz eine sehr ernsthafte Bestimmung: es ist die Stätte, worauf die Kriminal-Urtheile der hiesigen Militär-Personen, die zum Tode sind verdammt worden, exequirt werden, sey es nun, daß sie erschossen oder mit dem Strange hingerichtet werden, wovon die erstere Todesart für eigentliche militärische Verbrechen, als Insubordination ꝛc. die zweyte aber für grobe Vergehungen anderer Art bestimmt ist.

Ein großer Dichter nennt die öffentlichen Hinrichtungen das Trauerspiel für den Pöbel *). Der Wahrheit zur Steuer muß man bekennen, daß es der Liebhaber von diesem Trauerspiele in Wien sehr viele und ohne Aufhören giebt. — Im Sommer sind die Exekutionen auf der Gänseweide oft schon um vier Uhr Morgens; aber trotz dieser frühen Stunde finden sich die Dilettanten fleißig dabey ein. Auch giebt es in den Vorstädten

*) La tragedie de la Canaille.

noch rechtliche Schuster, Weber und Wäscherinnen, die sehr viel von Geistern und Gespenstern zu erzählen wissen, die um Mitternacht auf der Gänseweide spucken.

Wenn also ein Fremder allenfalls auch mit einer spaßhaften Miene sagen hört, daß N. N. den Spaziergang nach der Gänseweide machen werde, so ist die Sache keineswegs Spaß, denn es ist immer der letzte Spaziergang *).

*) Seit ein paar Jahren sind die militärischen Verbrecher fast immer auf dem Glacis executirt worden. Für das Executions-Kommando ist es ohne Zweifel bequemer, auf das nahe Glacis zu marschieren. Da man aber den ersten Zivilverbrecher, der wieder mit dem Tode bestraft worden ist, außer den Linien aufgehenkt hat, so wird man vermuthlich auch die militärischen Verbrecher wieder in einer größeren Entfernung von der Stadt exequiren.

Digitized by Google

LI.

Kunstliebhaberey.

In dem Jahrzehend zwischen 1780 und 1790 vermehrten sich die Buchhändler und Büchertrödler in Wien ungewöhnlich stark, von Kunsthandlungen aber fand man nicht mehr als drey oder vier. — Seit einigen Jahren werden der Buchhandlungen weniger, der Kunsthandlungen mehr.

Einige Menschenbeobachter wollen aus dieser Erscheinung auf einen merkbaren Umschwung in der Denkart der Wiener schließen.

Die Künste sind bekanntlich Kinder der Muße und des Reichthums; sie wurden in Wien schon früher und eifriger geschätzt und geschützt als die Wissenschaften. Nur während einer kurzen Periode schienen diese einiges Uebergewicht über jene erhalten zu haben, allein dieser kleine Sieg war von kurzer Dauer. Auch hat Wien eine Akademie der Künste aber keine Akademie der Wissenschaften.

Gegen Einen Kenner und Gönner der Wisschaften aus den vornehmen und bemittelten

Ständen in Wien, findet man immer ein halbes Dutzend Kenner und Gönner der schönen Künste.

Geschieht dieses, weil es bequemer und weniger anstrengend ist, eine Reihe von Gemählden und Büsten anzusehen, und nach einer auswendig gelernten Theorie darüber zu sprechen? .... Schmeichelt es der Eitelkeit mehr, reichen und angesehenen Reisenden eine Sammlung von niedlichen Kunstwerken vorweisen zu können, als eine Sammlung von Büchern, und wovon man noch obendrein einen guten Theil selbst gelesen haben soll?

Einer der ersten Artikel im Gesetzbuch der Künste ist ja, nur die schöne Natur oder doch die Natur verschönert darzustellen. — Bücher müssen auch häßliche Gestalten und bittere Wahrheiten aufführen.

Da der Gang unsrer heutigen hohen Verfeinerung sich immer mehr zum Sinnlichen neigt als zum Geistigen, so ist ganz natürlich, daß die Künste, welche größtentheils nur die Sinne und die Einbildungskraft beschäf-

Digitized by Google

tigen, mehr Anhänger finden als die Wissenschaften.

Der vornehme Mann, und auch der plötzlich aufgeschossene Glückspilz, läßt sich wohl in Lebensgröße malen, und bezahlt für das Portrait tausend Thaler; für seine Charakteristik oder Biographie aber würde er (selbst wenn sie eben so sehr geschmeichelt wäre wie es die Portraite gewöhnlich sind) nicht so viele Groschen geben. — Darum findet man in Wien reiche Künstler, aber keinen reichen Litteratus, der es durch seine Arbeit geworden wäre.

Es ist eine bekannte Wahrheit, daß eine Nation bey sehr ausgebreitetem bloßen Kunstgeschmack und mitten unter Kunstschätzen sehr unwissend und abergläubisch bleiben könne, wozu wir die Belage nicht sehr in der Ferne suchen dürfen.

Indessen gehört die Kunst allerdings auch zu den Gegenständen, welche ein Volk zu bearbeiten hat, das auf eine gewisse Stufe von Kultur steigen will.

Wie gesagt, die Kunsthandlungen haben

sich seit kurzem hier sehr vermehrt; und sichtbar ist, daß man gegenwärtig besonders in der Zeichnung und in allen Zweigen der Kupferstecherey unendlich weiter vorgerückt ist, als man es noch vor wenigen Jahren war. Ein Paar dieser Kunsthandlungen arbeiten mit Eifer und Geschmack daran, eine Reihe von vorzüglichen Gemälden mit großer Vollkommenheit in Kupfer stechen zu lassen. Selbst die seit kurzem hier erschienenen Taschenbücher und Almanachs beweisen die Fortschritte dieser Künste.

Man findet gegenwärtig auch eigene Gemälde- und Antiken-Handlungen in Wien, die ehedem nicht existirten.

Ein sonderbarer und ungerechter Eigensinn der Kunstliebhaber ist doch dieser, daß sie die Werke lebender Künstler stets weniger schätzen und bezahlen, als die Ueberbleibsel der Verstorbenen. — Ist dieß nicht ein eben so tadelhafter artistischer Aberglaube, wie jeder Aberglaube überhaupt? — Was ändert es an dem Gemälde, an der Statue, an der Zeichnung ꝛc. ob der Meister davon noch

unter uns herumwandelt, oder schon seit zwey Jahrhunderten bey seinen Vätern schlummert? . . . Man nennt schon jetzt mehrere hier lebende Künstler, deren Arbeiten siebenfach höher steigen werden, sobald ihre Augen auf immer geschlossen sind. Welche Inconsequenz!

Ich werde ohne Zweifel in der Welt der Dilettanten als eine Art von Ikonoklasten verdammt, wenn ich gestehe, daß ich, außer der Baukunst, die übrigen schönen Künste für ziemlich überflüssig halte; — daß es mir scheint, als ob (im Allgemeinen und les exceptions à part) Luxus, Langweile und Eitelkeit beynahe mehr Antheil an denselben nähmen, als wahre Kenntniß und Hochschätzung; — daß ich ein gutes Buch für viel schätzbarer achte als ein schönes Kunstwerk . . . . . Je nun! ich lasse das artistische Verdammungs-Urtheil geduldig über mich ergehen, und tröste mich in der Stille mit dem bekannten: Oportet esse haereses. —

LII.

Auslagen der Kaufleute.

Wohl dem, der bey dem blendenden Anblick aller dieser schimmernden und flimmernden Tausendkünsteleyen mit dem alten Philosophen zu sagen vermag: O wie viel kann ich entbehren*)!

Die Auslagen der Kaufleute nennt man hier jene Waaren, Fabrikate, Stoffe, Kleidungsstücke, Nippen, Schmuckartikel, Geschmeide, ꝛc. welche wegen ihrer besonderen Schönheit, Niedlichkeit, Neuheit, Kostbarkeit, Seltenheit ꝛc. die Augen der Vorübergehenden vorzüglich auf sich ziehen, und zum Einkauf reitzen können, weßwegen diese Siebensachen gewöhnlich in eigenen gläsernen Kästchen oder auch in freyer Luft vor den Kaufgewölben zur Schau gestellt werden.

Die anziehendsten dieser Auslagen sind die der Juweliers, der Goldarbeiter, Silberarbeiter, Galanteriehändler, der sogenannten

*) O, quantis non indigeo!

feinen Nürnbergerwaaren, der Seidengewölbe, und der sogenannten Currenthändler. Sie befinden sich in den besuchtesten Gegenden der Stadt: am Kohlmarkt, Graben, Stockimeisenplatz, der Körnerstraße, Bischofgasse, Singerstraße ꝛc.

Auf einen Fremden muß es einen wunderlichen Eindruck machen, wenn er diesen hundertfältigen Kram von Diamanten, Perlen, und zwanzigerley anderen Edelsteinen; alle die Dosen, Ketten, Etuis, Diademe, Arm- und Halsbänder, Kämme, Souvenirs, Bonbonbüchschen, Uhren, Ringe ꝛc. von Gold und Juweelen; diese großen Haufen von Silbergeschirre jeder Gattung, in allen Gassen zum Kauf ausgestellt erblickt, und dann im Handel selbst, beym Banquier und im Gasthofe, auf dem Markte und im Kaffehause, fast lauter Papiergeld findet. — Das Materiale ist da, aber um dem Luxus zu fröhnen, wird es in üppiges Geräthe verwandelt, statt es als das allgemeine Zeichen in Umlauf zu bringen. Der erstaunte Fremde kann in zwanzig Häuser kommen,

deren jedes für mehrere tausend Gulden an Silbergeschirre und goldnen Quinquallerien, aber nicht dreyßig Gulden an klingender Münze besitzt! —

In den Seiden- und Kurrentgewölben wird einem ordentlich die Wahl peinlich bey Ansicht all der überfeinen und niedlichen Arbeit von Stoffen, Zeugen, Shawls, Tüchern, Musselinen, Bercails, Atlas, Limons, Bändern, Spitzen, Blumen, Sammet, Stickereyen, Zitz, Pike ꝛc. ꝛc. und noch peinlicher die Reflexion, daß der größte Theil all dieses Flitterkrams höchst entbehrlicher, überflüssiger Tand ist, den läppischer Modenwechsel und ausschweifende Putzsucht so oft zur Quelle häuslicher Unordnungen und Zerrüttungen macht.

Das ist die schlimme Seite dieser Sache. Die gute ist, daß man daraus ersieht, wie sehr seit dem durch Kaiser Joseph eingeführten Verboth der fremden Waaren, und seit seiner thätigen Begünstigung von Fabriken und Manufakturen, dieser Zweig der Industrie ist gehoben worden; und daß jetzt im Lande

selbst eben so niedliche Dinge verfertiget werden, wie man sie ehemals nur aus der Ferne konnte kommen lassen.

Es wird zwar auf mancherley Wegen noch vieles herein geschwärzt, welches schlimm genug ist, aber noch unausstehlicher, daß sich manch eitler Thor und manche eitle Thörin sogar mit erbärmlicher Selbstgefälligkeit rühmen, Kleider von geschwärzter Waare zu tragen. — — Diesen Liebhabern von verbotenen Früchten dient zur Nachricht, daß manches für ausländisch ausgegeben wird, ohne es zu seyn, um es ihnen desto theurer aufzuhängen.

LIII.

Seltenheit der Namen Vater, Mutter, Gatte.

Die Namen Vater, Mutter, Gatte, waren sonst bey kultivirten Nationen süße Namen, und tönten lieblich im Ohre ihrer Angehörigen.

Woher es nun immer kommen mag: im heutigen vornehmen und vornehm thuenden Wien, ja sogar beym Bürgerstande sind diese Benennungen unter die abgenützten Dinge geworfen, und werden von Tage zu Tage seltener. Nur so lange die Kinder noch in den Jahren sind, wo sie Papa und Mama zu sagen pflegen, hört man diese Synonimen jener deutschen Namen. Sobald aber die junge Brut ihre Kinderschuhe ausgetreten hat, heißt der Vater: der alte Herr, die Mutter die alte Frau, und wenn die Gelbschnäbel von beyden collective sprechen, so heißen sie die alten Leute. — Der alte Herr ist heute wieder sehr brummig!

ſagt der Herr Sohn. — Was die alte Frau auch für Kapricen hat! ſchnattert das naſeweiſe Töchterlein.

Die Benennungen: Gatte, Gemahl, Mann, ſind ebenfalls aus den vornehmeren Ständen verbannt. Der höhere Adel braucht ſchon gar keine andere Benennung als jene ſeines Ranges: Man rufe die Fürſtin! — Iſt der Graf ausgefahren? — ſprechen dieſe Eheleute eines von dem anderen. Der kleine Adel äfft ihnen hierin nach; die Frau von Onix ſagt niemals: mein Mann, mein Gemahl, ſondern der Onix trinkt Kaffe, der Onix geht ins Theater.

Als man neulich der Frau von Topas kondolirte, daß ihr Mann ſo übel ſey, deſſen naher Tod gewiß war, antwortete ſie: in der That, der Topas muß ſehr viel leiden!

Nulla viri cura — — —

— Vivit tanquam vicina marito. —

LIV.

Advokaten.

Es ist eine kitzliche Sache über die Söhne des heiligen Ivo *) zu sprechen, denn diese sind bey der Majorität des Publikums eben nicht mehr im besonderen Geruch der Heiligkeit, und dieß mit einigem Rechte, denn keine der übrigen Fakultäten hat das Aergerniß gegeben, öffentlich mit der Hölle in Bund zu treten, außer die Juristen; nur unter diesen hat der Teufel selbst einen legalen und perpetuirlichen Sachwalter gefunden **).

Scherz bey Seite! — Es ist unstreitig ein schöner und ehrenvoller Beruf, Jedem das Seinige zu verschaffen; das Unrecht abzuwehren; der Schikane die Larve abzureissen; zweifelhafte Rechte in ihrer Klarheit darzustellen; gekränkte Ehre zu retten und zu rä-

*) Der Schutzpatron der Juristen.

**) Der bekannte Advokat des Teufels (advocatus diaboli) in Rom.

chen; vorenthaltenes oder geraubtes Gut der Witwe und den Waisen zu sichern ꝛc. ꝛc. Dieß und ähnliche Dinge thut der wahre Advokat, und dann verdienet er den erhabenen Namen eines Rechtsfreundes.

Aber freylich — der Name und das Diplon bewirken dieses nicht immer. Der Advokaten sind zu viele geworden, und mit Recht sucht man jetzt ihre Zahl zu vermindern; denn wenn der Rechtsfreunde mehr sind als der Rechtshändel, so müssen diese wohl dafür sorgen, Prozesse entstehen zu machen, oder bestehende in eine unabsehbare Länge hinaus zu dehnen. Es geht dann in ihren Schreibstuben wie in der Werkstätte der Drahtzieher: wie diese aus einem Körnchen Gold Fäden von vielen hundert Ellen spinnen, so spinnt euch mancher Advokat die einfachste, winzigste Sache zu einem Prozeß von Jahren hinaus.

Laßt die Gesetze des Landes, die Vorschriften über die bürgerlichen Verhandlungen, die Gerichtsordnung der Stellen so bestimmt und deutlich seyn, daß jeder unbe-

fangene Mann von gewöhnlicher Routine diesen und jenen vorliegenden Fall mit ein paar Zeilen abgethan glaubt; laßt ihn aber mit gewissen Advokaten darüber in Verhandlung kommen: die werden sogleich Zweifel, Anstände, und Schwierigkeiten daraus entstehen machen. Einige dieser Herren sind wie die weiland Priester in Aegypten: sie haben eigene Hieroglyphen, wozu sie allein die Schlüssel besitzen, und wodurch sie die Angelegenheiten ihrer Klienten nach Belieben drehen und wenden.

Es ist eine historisch richtige Bemerkung, daß sich unter den Advokaten zu allen Zeiten und bey allen Nationen vorzüglich turbulente Köpfe gefunden haben. Dieses läßt sich vielleicht daher erklären, weil sie immer und ewig bereit seyn müssen, über alles Streit anzufangen, mit jedermann Streit zu führen, und sich von Amts wegen angewöhnen, immer Recht haben zu wollen. Es geht ihnen wie den Kampfhähnen in England, die so viel mit Knoblauch gefüttert werden, daß eine unauslöschliche Streitsucht in ihnen gährt.

Digitized by Google

Wie die schwarze Lava eines Vulkans oft Weinberge, Fluren und Gärten betrübter Landleute verschlingt: so verwüstet der schwarze Fluß aus den Dintenfässern mancher Advokaten nicht selten Häuser und Güter der betäubten Klienten.

Wahr ist und bleibt das alte Sprichwort: Besser ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozeß. Und wenn man jemanden etwas Böses wünschen will, das mit einmal seine Heiterkeit, seine Ruhe, und sein Vermögen untergrabe, so wünsche man ihm einen Prozeß.

Aber gerade in einem solchen Falle ist dann wieder ein Advokat nöthig: — freylich. Diese Herren sind also, was die Weiber in den Augen des bekannten griechischen Philosophen waren: ein nothwendiges Uebel! —

LV.

Der Kanal.

Der Nutzen von schiffbaren Kanälen ist für jedes Land eine unbestrittene, augenscheinliche Sache. In den östreichischen Staaten war wohl schon öfter von solchen Kanälen die Rede, es blieb aber auch immer bey der bloßen Rede. Vor zwanzig Jahren verfertigte ein Ingenieur dreyzehn hydrographische Karten von den Erbländern, und machte es sichtbar, wie man theils durch die nach allen Richtungen gehenden Flüsse, theils durch anzulegende Kanäle, alle diese Provinzen zu ihrem wechselseitigen Vortheil unter sich selbst verbinden, und ihnen dann auch die Gemeinschaft mit dem adriatischen Meere, mit dem schwarzen Meere, und mit der Nordsee eröffnen könnte. Diese Karten versprachen wahrscheinlich gar zu viel, erregten eben dadurch Mißtrauen, und bewirkten erst vor einigen Jahren den einzigen Versuch, den kurzen Kanal in Ungarn von der Theiß durch

das Bacser Komitat gerade nach der Donau zu ziehen, statt den langen Umweg über Titul und Peterwardein zu nehmen, der auch gut gelungen ist, und, wie man hört, in vortheilhaftem Gange ist.

Der stets steigende Holzmangel machte endlich nothwendig, daß man für den ungeheuern Feuerungsbedarf von Wien auf einen Erwerb von anderen Brennmaterialien für diese Haupstadt denken mußte; man entdeckte Steinkohlen bey Wienerisch-Neustadt und Oedenburg, und ihre Herbeyschaffung erneuerte die Idee zur Anlegung eines Kanals in dieser Gegend. Merkwürdig dabey ist, daß ursprünglich bloß drey Partikuliers den Grund zu einer Kanalgesellschaft legten.

Nach eingezogenen Belehrungen und theueren Zubereitungen wurde im Jahre 1797 die Arbeit angefangen. Die erste Anlage dieses Kanals war einstweilen von Wien bis nach Neustadt. Die Schwierigkeiten wuchsen mit den Fortschritten der Unternehmung, theils weil sich einige dabey angestellte Hydraulikker mehr Einsicht in diesem hier noch unbe-

kannten Baufache angemaßt hatten, als sie wirklich besaßen; hauptsächlich aber weil die fast alljährlich in den Monaten Junius und Julius hier fallenden heftigen, und oft Wolkenbrüchen ähnlichen Regengüsse dem unweit des Gebürgsrückens von Baden gezogenen Kanal wiederholte Verwüstungen zuzogen.

Indessen war die Arbeit doch schon sehr weit gediehen; um sie mehr zu beleben, nahm der Kaiser selbst Antheil daran, entschädigte in der Folge die ersten Unternehmer vollkommen für ihre ausgelegten Summen, und übernahm den Kanal ganz auf seine eigene Rechnung, der dann bald gänzlich vollendet, und im Jahre 1803 zum erstenmal ordentlich befahren wurde.

Er geht gegenwärtig von Wienerisch-Neustadt bis nach Wien, wo er unweit der St. Marxer-Linie durch die dortigen Vorstädte bis auf das Glacis herunter läuft, und vor dem Stubenthore dicht an dem Invalidenhause das große Bassin bildet, welches sein Hafen ist. Auf seiner ganzen Strecke hat er 52 Schleußen; die Schiffe sind 72 Fuß

lang und 4½ breit; sie tragen 600 Zentner, die von einem einzigen Pferde gezogen werden.

Im Jahre 1804 sind auf diesem Kanale 1715 Frachtschiffe gegangen; sie führten hauptsächlich Steinkohlen, Brennholz (über 9000 Klafter), Bau- und Dachziegel, Eßwaaren, Effekten von Privatleuten u. s. w. welches alles zusammen eine Ladung von 573 906 Zentnern ausmachte.

Da dieser Kanal nahe bey dem kaiserlichen Lustschlosse Laxenburg vorbeygeht, und dieser Ort in der schönen Jahrszeit von den Wienern viel besucht wird, die Fuhrwerke dahin aber jetzt sehr theuer zu stehen kommen, so hat die Kanaldirektion ein eigenes Fachtschiff bauen lassen, welches in jeder Woche zu bestimmten Tagen dahin geht, und am nähmlichen Tage wieder zurückfährt; es geht in Wien um 6 Uhr Morgens, und in Laxenburg um 6 Uhr Abends ab; der Preis für eine Person für die Fahrt hin und her, ist 1 fl. Außer den bestimmten Tagen können Privatgesellschaften dieses Schiff ganz allein

zu ihrem Gebrauch für 18 fl. auf einen Tag haben.

LVI.

Leichter Sinn.

Leichter Sinn und Leichtsinn stammen zwar aus der nähmlichen Wurzel, tragen jedoch sehr verschiedene Früchte; auch geht der erste manchmal ganz leise und lieblich in den anderen über.

Leichter Sinn ist ein kostbares Geschenk der Natur, welches besonders bey unsern fast immer bedrängter werdenden Zeitumständen jedem ehrlichen Manne zu wünschen ist: er macht uns die Beschwerden und die trüben Stunden des Lebens mit mehr Gleichmuth ertragen; macht auch die unangenehmen Dinge von der erträglichern Seite ansehen; macht das Uebel, wenn es denn doch auf uns fällt, und überstanden ist, sobald als möglich wieder vergessen.

Digitized by Google

Der Leichtsinn ist von schlimmerer Art: er theilt Gunst und Abneigung rasch und blindlings aus; sieht keine Gefahr vor; scheut jede ernsthafte Ueberlegung; opfert alles der Laune des Augenblicks; und statt sich die Anstrengung zu geben, einem noch kleinen Uebel gleich Anfangs durch leichte Mittel zu steuern, läßt er es anwachsen bis es unheilbar wird.

Die wahren, originellen Wiener sind von Natur aus zu beyden sehr aufgelegt. Man sieht hier täglich Vorfälle, die ganz offenbar den Stämpel des einen oder des andern tragen. Mit diesen ist man denn sogleich im Reinen. Es giebt aber beynahe eben so häufig Auftritte, deren Klassificirung ein schweres Problem ist.

Die Familie der Grachen hat sich mit der Familie der Pisonen über eine wenig bedeutende Sache so sehr verfeindet, daß sie wechselseitig die Häuser, die Gesellschaften, sogar die öffentlichen Plätze meiden, wo sie vermuthen, auf ihre Widersacher zu treffen; das dauert ein Jährchen und ein paar Mo-

nate drüber. Aus Zufall oder aus Vorsatz bringt sie ein Dritter einmal zusammen. Vergessen ist die alte Animosität; man grüßt sich recht freundlich; man drückt sich die Hände; man spielt und soupirt zusammen, als ob gar nie etwas Widerliches vorgefallen wäre.

Die Dame Hortensia und die Dame Kamilla waren seit Jahren unzertrennliche Schwestern. Wie sich die eine putzte, staffirte sich die andere aus; sie waren wie die Sympathievögel: im Wagen, im Theater, auf dem Ball, auf der Promenade, immer eine neben der andern; eine zitirte den Geschmack, das Urtheil der anderen als das höchste Muster. — Es ist kein Zwist, kein Neid, keine Verhetzung, auch keine Liebesgeschichte dazwischen gekommen (die sonst in der Regel auch demantne Freundschaftsbande sprengt) und doch — — — seit einiger Zeit lebt Kamilla ohne Hortensia, und diese ohne jene; wenn sie in einer Gesellschaft zusammen kommen, grüßen sie sich nur wie ehemalige entfernte Bekannte, deren man sich kaum mehr erinnert.

Haß und Liebe; Freundschaft und Feindschaft; Anhänglichkeit und Abneigung; Bewunderung und Verhöhnung; Protection und Verfolgung, verlöschen und vergessen sich in Wien so leicht, so häufig, so plötzlich, wie ein ausgebranntes Feuerwerk.

Ist dieß leichter Sinn, oder Leichtsinn?

Es war eine Zeit, wo ich mich manchmal gewaltig wunderte, daß eine Liebe, eine Freundschaft, ein Umgang, die so innig gewesen, so lange gedauert hatten, mit einmal abgebrochen war. — — — Jetzt wundere ich mich manchmal eben so sehr, daß eine Liebe, eine Freundschaft, ein Umgang so lange besteht! —

LVII.

Fremde Sprachen.

Man spricht in Wien, neben dem Deutschen, so vielerley fremde Sprachen, als man vielleicht außer einigen sehr besuchten Seeplätzen sonst in Europa nirgends hört.

Den ersten Rang unter den ausländischen Sprachen behauptet die französische.

Der sauertöpfische alte Kato jagte zu seiner Zeit alle griechischen Sprachmeister aus Rom. Griechische Sprache und Sitten waren damals gegen römische Sprache und Sitten ungefähr in eben dem Verhältniß, wie französische Sprache und Sitten schon seit einem Jahrhundert gegen Sprache und Sitten Deutschlands sind. — Dem ungeachtet müssen die griechischen Schönsprecher doch bald wieder an die Tiber zurück gekommen seyn, und all ihr vaterländisches Wesen und Unwesen den Kindern des Romulus recht tief eingeimpft haben, denn Juvenal sagt von den Römerinnen seiner Zeit:

„Es hält sich keine für schön, wenn sie sich nicht in ein griechisches Weibchen, in eine pure pute Athenienserin umgeschaffen hat. Alles geschieht nach griechischer Art: in dieser Sprache drücken sie Leid und Freude, Zorn und Kummer aus; in dieser nur schütten sie ihre Herzensgeheimnisse aus; was wollt ihr mehr? sie — — — *)“

Wenn nun auch die Damen von Wien hierin einiger Maßen den Damen von Rom zu Domitians Zeiten ähneln mögen, so bewahre mich doch der Himmel vor der Absurdität, die Grille des Murrkopfes Kato billigen, oder gar zur Nachahmung aufstellen, und insinuiren zu wollen, daß man die französischen Sprachmeister aus Wien jagen soll.

---

*) — — — non se putat ulla
Formosam, nisi quae de Tusca *graeculae*
facta est,
De Sulmonensi mera Cecropis. Omnia *graece*:
Hoc sermone pavent, hoc iram, gaudia,
curas
Hoc cuncta effundunt animi Secreta; quid
ultra?
Concumbunt *graece*.

Die geistreichen Werke Frankreichs haben zuerst angefangen, unseren schwerfälligen altgothischen Geschmack zu verfeinern, und Licht, Leben und Reitz in die meisten Zweige der Kultur und der Wissenschaften zu bringen. Nur die französische Sprache hat sich zu einem Grad von Allgemeinheit aufgeschwungen, daß man heut zu Tage mit ihr allein das ganze kultivirte Europa durchreisen kann. Und in den neuesten Zeiten ist diese Sprache mit allen Kenntnissen und Geschäften aus der höhern Sphäre der politischen und militärischen Welt vollends so innig verwebt, daß sie ein Mann von guter Erziehung platterdings nicht mehr entbehren kann.

Aber Ein Umstand liegt mir in Betreff dieser Sprache auf dem Herzen: die Deutschen reden in Gesellschaft und an öffentlichen Orten gern französisch, wenn sie zeigen wollen, daß sie Leute von Erziehung und Welt seyen. — Da die Franzosen in ihrem Lande gewöhnlich keine fremde Sprache lernen, und sich doch wohl auch oft als Leute von Erziehung und Welt werden zeigen wollen; wie

fangen sie es an?... Es muß also noch andere Mittel geben, Erziehung und Weltkenntniß zu beweisen, als die Fertigkeit eine fremde Sprache zu reden.....

* *
*

Nach der französischen wird die italiänische Sprache viel gesprochen, aber doch eigentlich nur von den wirklichen hier befindlichen Italiänern, deren Anzahl jedoch so beträchtlich ist, daß sie eine eigene geistliche Gemeinde ausmachen, und eine eigene Kirche haben, worin in ihrer Sprache geprediget wird. Bey dieser Gemeinde ist es ein alter Gebrauch, daß sie alljährlich für die Fastenzeit einen eigenen in Italien berühmten Prediger hierher kommen läßt. Diese Nation liebt überhaupt, wie man weiß, das grelle Kolorit, die Superlativen und Hyperbeln, sowohl in Worten als Geberden: darum verhält sich auch die Kanzelsprache eines solchen italiänischen Predigers zur Kanzelsprache eines Mosheim und Bourdaloue, ungefähr

wie die Eloquenz eines heutigen römischen Cicerone zur Eloquenz des alten Marcus Tullius Cicero.

* * *

Das Englische wurde vor zwanzig Jahren auffallend stark gesprochen, da die nordamerikanischen Händel die Welt beschäftigten, und da eine zahlreiche Cotterie galanter Weiber eine eben so zahlreiche Kolonie junger stämmiger Britten ausschließend begünstigte. Jene Händel sind abgethan; die galante Cotterie ist grau geworden; die brittische Kolonie hat sich vermindert, und somit ist auch die Sprache viel seltener geworden.

Neugriechisch und illyrisch ist unter den vielen hiesigen Griechen und Raizen zu Hause, und wenn diese Nationen auch ihrer Geschäfte wegen andere Sprachen lernen, so sprechen sie doch immer mit Vorliebe ihre eigene.

Ungarisch, polnisch, böhmisch und kroatisch hört man wohl auch noch hie und da;

da sich aber einerseits die Regierung angelegen seyn läßt, die deutsche Sprache in jenen Ländern immer mehr zu verbreiten, und da jene Nationalen die Nothwendigkeit und die Vortheile der deutschen Sprache mehr und mehr fühlen, so kommen auch diese Idiome allmählich in größere Abnahme.

LVIII.

Hofmeister. — Gouvernanten.

Es giebt zwey Gattungen von Hofmeistern in Wien: die einen sind die Hofmeister der jungen Herren, auch Gouverneurs genannt, die anderen die Haushofmeister (maitres d'hôtel). Hier ist nur von der ersten Gattung die Rede.

In den vorigen Zeiten, ehe noch die französische Revolution die Welt mit ihrem Troß von Citoyens, Demokraten und Sansculotten überschwemmt hatte, fand man in den Häusern der Großen und Reichen fast

durchaus keine anderen Gouverneurs als Franzosen, die zum Theil entweder wirkliche Abbes waren, oder doch das schwarze Kleid trugen, obschon sie in Wahrheit oft nur Kammerdiener, Sprachmeister, Glücksritter gewesen sind.

Es würde mich zu weit, und auf zu ernsthafte Dinge führen, wenn ich hier in Erinnerung bringen wollte, welche verfängliche Wirkungen diese ausländische Erziehung beym Ausbruch der französischen Revolution zum Theil in Deutschland haben mußte — — — — — — — — — — —

genug, ich thue manchen jener ehemals in Deutschland das Edukationswesen treibenden französischen Abbes wahrscheinlich nicht gar großes Unrecht, wenn ich sage, daß sie — beym Lichte besehen — ihren vornehmen Zöglingen ungefähr das lehrten, was man dem Lord Chesterfield vorwarf, daß er durch seine berühmten Briefe seinem Sohn gelehrt habe: „die Manieren eines Tanzmeisters und die Moral einer H—."

Die besagte Revolution hat denn endlich glücklicher Weise die französischen Gouverneurs fast allgemein aus den hiesigen großen Häusern verbannt. An ihre Stelle sind Deutsche getreten, und es giebt darunter viele in jedem Betracht recht wackere, kenntnißreiche, biedere Männer, deren erste Sorge nicht mehr ist, die Sprossen der ansehnlichsten Familien ihr eigenes Vaterland verachten zu lehren, wie es jene Gallier thaten.

Allein manche dieser Hofmeister pflegen sich mitunter selbst etwas zu verziehen, während daß sie die ihnen übergebenen Kinder erziehen. Sie wohnen in Palläſten; fahren in schönen Kutschen; speisen mit ihren hohen Patronen; kommen in Assembleen, auf Bälle, zu glänzenden Landparthien, zu Jagden u. s. w. wo dann wohl gelegenheitlich ein Minister, eine Gräfinn, ein General, oder was etwan sonst noch zur Sippschaft der hohen Zöglinge gehört, ein paar Worte mit dem Hofmeister sprechen, ihm ein Kompliment über sein pädagogisches Talent machen, ihn auch sonst auf der Promenade oder

aus dem Wagenfenster mit einem gnädigen Kniks oder Lächeln beehren. Das greift den Meister Orbil nicht wenig an; er wird hochherzig, er glaubt bald selbst zur erlauchten Familie zu gehören, und spielt von nun an den Kavalier. Er steigt mit vornehmer Miene in den Wagen, liegt mit strahlender Selbstgenügsamkeit in demselben, und läßt sich neben seinen ehemaligen Freunden vorbeyrollen, ohne sie mehr zu kennen.

Am drolligsten ist es, wenn sich zwey oder drey solcher Menschenbildner auf einem öffentlichen Spaziergang treffen, und dann ihre gesammte Heerde von Barons, Comtes, Princes ꝛc. vor sich her treiben; wie sie da mit wichtiger Miene und Ton zusammen sprechen, niemanden kennen und grüßen als Noblesse, wie sie die Worte: „ich stellte dem Grafen vor" — „die Fürstinn war gestern bey uns" — „der Präsident sagte mir" — immer recht laut erschallen lassen, damit die Vorübergehenden es ja hören mögen.

Diese Herrlichkeit dauert indessen nicht gar lange. Der Zögling hat seine sogenannten

Studien vollendet, und der Hofmeister ist nun überflüssig. Ehedem war es in den hiesigen großen Häusern sehr gewöhnlich, den Hofmeistern lebenslängliche Pension zu geben; und mancher erwarb sich allmählig zwey bis drey derselben, womit er dann bequem lebte. Diese Freygebigkeit ist jetzt äußerst selten; statt derselben empfiehlt man sie entweder in ein anderes Haus, oder man giebt ihnen ein Aemtchen auf den herrschaftlichen Gütern, oder man fertigt sie mit einem Stück Geld als mit einer Gratification einmal für allemal ab. Sie verlassen dann freylich ungern das glänzende Haus, ziehn in ein schlichtes Stübchen im vierten Stockwerke, kommen noch manchmahl zu Tische zu ihrem vorigen Patron, merken aber bald, daß sich die Umstände geändert haben, und bleiben dann von selbst weg.

Ist der hohe Patron Chef bey einer Landesstelle, so sucht er seinen Hofmeister dort unterzubringen, und girirt ihn also zur künftigen Versorgung an den Staat.

* * *

Gleiches Schlags mit den Hofmeistern waren denn ehemals auch die Gouvernanten: alles vom Ufer der Seine, der Loire oder der Rhone. Wenig Gutes; großentheils Kammerjungfern, Putzmacherinnen, verlebte Theatermädchen, und oft noch etwas Schlimmeres. Monsieur l'Abbé und la Bonne verstanden sich dann gewöhnlich so gut zusammen, wußten so gut zu intriguiren, und sich so nothwendig zu machen, daß sie nach Umständen das ganze Haus dirigirten, oder einen ewigen Zwiespalt in demselben unterhielten. Kaiser Joseph der Zweyte hatte bey der Errichtung des Mädchen-Pensionats hauptsächlich auch zur Absicht, die ausländischen Gouvernanten entbehrlich zu machen, und inländische Mädchen für diesen Posten zu bilden. Auch haben schon einige dieser Pensionistinnen mit Beyfall in guten Häusern die Stellen von Gouvernanten angetreten; doch scheint es bis jetzt noch nicht, als ob man sich allgemein von den exotischen Erzieherinnen losmachen wollte.

LIX.

Schulgelder.

Auf den protestantischen Universitäten und andern Lehranstalten, auch auf mehreren Universitäten im katholischen Deutschlande, waren die Schulgelder schon seit alten Zeiten eingeführt. Im östreichischen Staate hingegen war ehedem der öffentliche Unterricht auf hohen und niederen Schulen gänzlich frey. Erst im Jahre 1787 führte Kaiser Joseph der Zweyte Kollegiengelder und Schulgelder ein, und seine beyden Nachfolger in der Regierung haben diese Auflage auf die Gelehrsamkeit nicht wieder aufgehoben.

Hier ist unser litterarischer Steuerfuß:

Trivialschule, jährlich . .	3 Fl.
Normalschule	10 —
Gymnasienschulen . . .	12 —
Philosophischer Kurs . . .	18 —
Juridischer	30 —
Mediciniſcher	30 —

Der Baum der theologischen Wissenschaften mit allen seinen Zweigen ist taxfrey.

Ob man bey Einführung der Schulgelder absichtlich zum Zweck hatte, die Zahl der Studierenden zu vermindern, weiß ich nicht; indessen war dieses doch mitunter die Wirkung davon, und bis jetzt ist dabey eben noch nicht viel verloren, obschon hier der Mangel an Theologen bereits seit mehrern Jahren so groß ist, daß man für nöthig befunden hat, diejenigen, welche sich der Theologie widmen wollen, von den Taxen der vorhergehenden Studien zu befreyen, um mehr Gottesgelehrte zu bekommen.

Eine bekannte, und von den Protestanten selbst eingestandene Sache ist es, daß die bey ihnen eingeführten Kollegiengelder die Professoren nur zu sehr von den Studierenden abhängig machen, weil auf der mehr oder minder großen Zahl derselben ihre mehr oder minder behagliche Existenz beruht. Darum sind sie überhaupt gegen reiche Frequentanten sehr nachsichtig; darum lassen sich manche derselben häufig zu gefälligen Späßchen,

zu drolligen Anekdoten, und mitunter einige wohl gar zu lustigen Schwänken herunter, um den trocknen Stoff der Vorlesungen für ihre jungen Zuhörer etwas amüsant zu machen, und mehr derselben um sich zu versammeln. — Andere Lehrer geben neben den öffentlichen Kollegien noch ein Privatum, worin für neue Bezahlung tiefere Einsichten, und endlich ein Privatissimum, wo für gedoppelte Taxen erst vollends die Quintessenz der Wissenschaft mitgetheilt wird: — eine Gattung litterarischer Simonie, die beym Tempeldienst der Pindariden eben nicht sehr erbaulich ist.

Mit den hiesigen Schulgeldern hat es indessen eine ganz andere Bewandniß: die Professoren sind alle nach einer festgesetzten Norm vom Staate bezahlt, ohne Rücksicht auf mehrere oder wenigere Zuhörer. Von den Schulgeldern zieht keiner derselben auch nur den mindesten Antheil. Diese Gelder werden sämmtlich als Stipendien unter jene Studierende vertheilt, welche schon in den unteren Klassen sich durch besondere Talente und

Verwendung auszeichnen, aber zu arm sind, um ohne fremde Unterstützung ihre Studien in die höheren Klassen fortzusetzen. Diese Stipendisten sind dann auch von Bezahlung der Schulgelder befreyt.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, ist also die Einführung jener Schultaxen der wahren Kultur der Wissenschaften eher nützlich als nachtheilig.

Auch könnte man allenfalls in Anschlag bringen, daß man selbst für den Unterricht in den gemeinsten und niedrigsten Gewerken und Handthierungen Lehrgeld bezahlen muß.

Es gab eine Zeit, wo ein Mann, der lesen, und vollends einer der schreiben konnte, ein so seltner Vogel war, daß man ihn bloß dieser hohen Wissenschaften wegen selbst von der verdienten Todesstrafe lossprach. Die Sachen haben sich zwar in diesem Puncte zum Erstaunen geändert, und schon seit lange scheint es, daß Kultur und Wissenschaften zu mächtig und zu allgemein über ganz Europa verbreitet seyen, als daß dieser Welttheil je wieder in eine wirkliche Barbarey

zurück fallen könnte. Diese Meinung möchte jedoch so ganz richtig nicht seyn. Erinnern wir uns doch nur an dasjenige, was so ganz neu in Frankreich vorgefallen ist; bey dieser Nation, wo die Kenntnisse am populärsten, die Wissenschaften auf dem höchsten Grade, die Verfeinerung allumfassend war. Wie hat sich hier in wenigen Jahren alles dieses von einem Extrem auf das entgegengesetzte gestürzt! — War nicht schon nach sieben bis acht Revolutionsjahren Rohheit, Wildheit und Unwissenheit allgemein? — Hätte sich die sansculottische Kulturscheue und der Robespiersche Vandalismus nur eine halbe Generation aufrecht erhalten, so waren die Gallier wieder ungefähr so, wie ihre Vorväter zu den Zeiten des Brennus. — — — Haben uns nicht alle Reisende einhellig bestättiget, daß während der demokratischen Wuth die Kinder in Frankreich, welche eben in die Jahre des Unterrichts traten, gänzlich ohne Bildung, ohne Moral, ohne Religion, ohne Begriffe von Pflicht, Recht und Tugend, ohne alles Sit-

tengefühl, gerade wie junge Irokesen aufwuchsen, die zwar Flinten laden, Schanzkörbe flechten und Sturmlaufen lernten, aber das A B C. nicht kannten?

LX.

Der Theaterwagen.

Die Theologie, Moral und Philosophie, stellen sehr schwere und eindringliche Sentenzen auf, um uns die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge einzuprägen; um uns zu beweisen, daß alles hienieden nur flüchtiger Komödiantand, Schattenspiel an der Wand, und leerer Prunk einer Zauberlaterne sey, die bald erlöschen, und weiter nichts als ein lamentables Chaos übrig lassen wird.

Mich erinnert — aber auf eine komische Art — an jene Nichtigkeit, an das allgewaltige Leere und Flüchtige alles dessen, was un-

Digitized by Google

ter Sonne, Mond und Sternen vorgeht, noch obendrein der theatralische Dekorations-Wagen, der jeden Morgen bey meinem Fenster vorbey zieht.

Der Zufall hat beyde Theater der Stadt Wien an die südliche Extremität derselben gestellt, so daß eines von dem andern nur ungefähr 500 Schritte entfernt ist*). Da die nämlichen Dekorationen für beyde Bühnen passen und gebraucht werden müssen, so werden sie alltäglich auf einem langen, eigens kunstmäßig dazu verfertigten Wagen von einer zu anderen geschleppt, je nachdem es die Abends zu gebenden Stücke eben erfordern.

*) Diese Theater haben die ungünstige Lage, daß jedes derselben dicht an einem Stadtthore steht, wo folglich immer eine starke und lärmende Passage ist, besonders im Sommer, wenn man der Hitze wegen die Fenster öffnet; ein paar Postzüge, oder ein halbdutzend Fiacker, die oft schnell hintereinander durch das nahe Thor fahren, stampfen oder rasseln die schönste Arie in der Oper, die rührendste Stelle im Drama weg.

Gestern, wie herrlich stand alles da in der hohen Tragödie, oder im herzenschmelzenden Drama, beym betrügerischen Schimmer der Lampen, daß man sich leibhaft versetzt glaubte in eine erhabnere Welt! — Und heute! welch ein poßierliches Gemengsel der Dinge rüttelt sich auf diesem Wagen durch einander, alles Zaubers entkleidet durch das unbestechliche Licht des Tages! — — So ungefähr muß die zerschmetterte Welt am jüngsten Tage im Großen aussehen, wie man sie hier in Miniatur erblickt! ... Trümmer von Tempeln und Palläsien, mit Bäumen, Bergen und Felsmassen verworren; Thronen und Strohdächer! Altäre und Toilletten; Sonnen von Rauschgold, papierne Kolosse und hölzerne Kastelle; die Leyer des Apoll, und der Vogelbauer des Papageno; die Strickleiter aus der Schachmaschine, und der Strohkranz der Ophelia; die Sklavenkette des Regulus, und das Receptbuch des Barbier Lux; die Schlangen der Kleopatra, und das Marmottenkästchen der beyden Savoyarden; der

Baum der Diana, und das Wasserfaß des Mikeli, drängen hier eines das andere.

Auch liegen da die rauschenden Wellen des mächtigen Oceans, getrieben am hölzernen Spieße wie magere Poularden; die lieblichen Wasserfälle von Silbertock, welche knarren wie ungeschmierte Wagenräder; die Höllenrachen von Pappendecke, wodurch die Teufel mit seidenen Strümpfen ihre Salto mortale machen. — — Die ergrimmten Jupiters, welche gestern Blitze und Donnerkeile auf die zitternden Großen und Reichen der Erde schleuderten, sitzen heute als ermüdete Tagelöhner auf diesem Wagen neben den blechernen Kolofonium-Büchsen (ihren Blitzmagazinen) und kauen dürftig an einem Stück harten Kommißbrod! — — — Vanitas Vanitatum!

Es existiren noch andere eigene Theaterwagen, welche alltäglich die lebendigen Decorationen (jedoch nur weiblichen Geschlechts) zur Bühne führen. Der Triumvir Antonius, der Czar Peter, und der Herzog Albrecht, so wie Zevs, Bacchus und Herkules, müssen zwar zu Fuße nach dem Schauspielhau-

se wandern; aber Kleopatra, Chatinka und Agnes Bernauerin, nebst ihren Zofen, auch Juno, Ariadne und Alceste, werden dorthin kutschirt.

Man sagt, das Holz zu diesen Wagen sey nicht im Hayn des Tempels der Eintracht gewachsen! —

LXI.

Das Zuchthaus.

Zur Garnitur einer vollständigen Staatsmöblirung für unser stets in der Vervollkommnung fortschreitendes Adamsgeschlecht, gehört nebst den übrigen Werkzeugen der Justitia coërcitiva — als da sind Fesseln, Kerker und Galgen — auch ein wohl organisirtes Zuchthaus, um darin die Schurken von minderer Bedeutsamkeit aufzubewahren, welche sich sonst zum Geschäft machten, die wohlthätige Urkunde des Contract Social von Zeit zu Zeit zu durchlöchern.

Digitized by Google

Das hiesige Zuchthaus liegt in der Leopoldstadt, und hat in der Aufschrift den ausdrucksvollen lateinischen Namen Disciplinarium *). Es kommen nach vollendetem Inquisitions-Prozesse hieher theils Kriminal-Verbrecher, theils Leute, die sich schwerer Polizey-Uebertretungen schuldig gemacht haben, entweder auf Lebenslang, oder auf bestimmte Zeit.

Womit sie ihre Verbrechen zu büßen haben, könnten sie sogleich beym Eintritt in das Haus lesen, wenn man es nicht, nach dem Geist der damaligen Zeit, in lateinischer Sprache geschrieben hätte: Labore et Fame; welches man denn wohl verdeutschen könnte und sollte: Durch Arbeit und Hunger; wozu bey gröberen Delinquenten nach Umständen auch Verberibus (durch Schläge) ein Beysatz gemacht wird.

Alles, was im Hause nöthig ist, muß von

*) Imperante Leopoldo et Consule Daniele Lazaro Springer S. C. M. C. Disciplinarium hoc S. P. Q. V. erexit 1673.

Digitized by Google

allen Dingen durch die Züchtlinge selbst gethan werden. Kleidung, Wäsche, Küchenarbeit, Holz sägen und spalten, Reinigung des Hauses ꝛc. ꝛc. besorgen die dazu ernannten und abgerichteten Bewohner. Die übrigen gemeinschaftlichen Arbeiten sind von solcher Art, daß sie jeder leicht und bald lernen kann: spinnen, Flachs und Wolle krämpeln ꝛc. ꝛc. Jedem ist täglich sein bestimmtes Quantum Arbeit angewiesen. Verwendet er von den zugestandenen Erholungsstunden freywillig auf seine Arbeit; arbeitet er des Tags mehr als ihm vorgeschrieben ist: so wird ihm ein Theil desselben als Lohnarbeit verrechnet, und wenn er nach ausgestandener Strafzeit entlassen wird, so erhält er den gesammten Lohn seines Nebenverdienstes in barem Gelde auf die Hand. Eine sehr wohlthätige Einrichtung, wodurch ein solcher Mensch bey seinem Austritte nicht sogleich ganz mittellos wieder in die Welt hinaus geworfen ist, und vielleicht aus Noth gezwungen wird, schon in den ersten Tagen seiner wieder erlangten Freyheit

durch ein neues Verbrechen dieselbe abermals zu verwirken.

Die Praxis von dem Labore ist also keineswegs übertrieben, wie man sieht. Das Fame ist dahin zu verstehen, daß auf dem Tische der Züchtlinge keine Fleischtöpfe dampfen, sondern daß sie bloß Brod, Mehlspeisen und Hülsenfrüchte erhalten, jedoch in einer Portion, wobey sie eben nicht Hunger leiden.

Uebrigens haben sie geräumige, lichte und gut temperirte Stuben, und wohnen allerdings gesünder und reinlicher, als viele Menschen von den unteren Klassen in den entfernten Vorstädten.

In dem Zuchthause ist auch ein Krankenspital, sowohl für die Bewohner des Hauses selbst, als für alle übrige Arrestanten der Stadt, welche bey einer eintretenden wirklichen Krankheit aus ihren Gefängnissen sogleich hieher gebracht werden.

Ordnung und Reinlichkeit werden hier — wie nothwendig ist — strenge gehandhabt. Uebrigens aber werden die Gefangenen mit

exemplarischer Menschenfreundlichkeit, ja sogar mit theilnehmender Sorgfalt behandelt.

LXII.

Der Todtenwagen.

Da kömmt er, der lange schwarze Kasten, in dem wir unsere letzte Fahrt machen! — Er ist Pirutsch, Bastard, Schwimmer, Kalesche, Fiacker und Galawagen, alles *was* man will, so wie der Sarg, worin wir ihn besteigen, Sommerkleid und Winterkleid, Neglige und Staatskleid ist. —— Die Rosse, mit denen dieses dumpfe Räderhaus bespannt ist, sind jedoch nicht jene schnaubenden, unbändigen, alles um sich her niederstampfenden Hengste, wie sie die Dichter und Mahler an den Triumphwagen des Erde-Entvölkerers spannen, sondern ein paar magere, langsam dahin schleichende Wallachen, bald selbst ihrer Auflösung nahe, so wie auch der eingeschrumpfte, abgelebte, ganz in

Schwarz gehüllte Kutscher, der die Miene hat, von dem Bock bald selbst in den Wagen steigen zu müssen.

Wer bey seinem Tode bedauert seyn will, der muß in keiner großen Stadt sterben. — Der stündlich in allen Gestalten herum wandelnde Sensenmann, dieser alte Ueberall, verliert durch seine tägliche Erscheinung hier vieles von seinem Schrecklichen; man familiarisirt sich mit ihm; man sieht seine Opfer mit Gleichmuth an: und die Sache beym Lichte besehen, weiß ich nicht, ob wir dadurch verliehren.

Wir kennen in der Geschichte mehrere große Männer, welche scherzend gestorben sind. Bey seinem Tode zu scherzen, ist nun zwar nicht jedermann gegeben, ist auch nicht nöthig; aber eine unvermeidliche Sache mit Standhaftigkeit und Resignation erwarten, ist männlich und vernünftig. Ludwig der Vierzehnte, der unstreitig alle irdischen Freuden und alle Erdengröße in sich vereinigt hatte, war bey seinem Tode so gelassen, daß er ein paar Minuten vor demselben sagte: ich hatte

mir das Sterben viel schwerer vorgestellt. Und unser Joseph der Zweyte, auch der erste Mann seiner Zeit, mit welcher Starkmuth befahl er am Vorabend seines Todes: Eilet mit dem Begräbniß meiner Nichte, damit für meine eigene Leiche Platz werde!

Die Karthäuser, welche nichts als memento mori sagen, und in Särgen schlafen, um das Schreckliche des Todes recht vor Augen zu behalten, haben sicher eine ganz verkehrte Maßregel ergriffen; sie müssen eben dadurch mit dem Freunde Hain so vertraut, und so gleichgültig gegen ihn werden, wie die Kutscher des Todtenwagens, die alle Tage ganze Dutzende voller Särge vor die Linie hinaus führen.

Es ist eine bekannte Sache, daß man bey uns ohne Bezahlung nicht in die Welt, und abermal ohne Bezahlung nicht aus derselben kömmt. Für die Ausländer, welche wissen wollen, was diese letzte Reise in Wien kostet, setze ich hier den gegenwärtigen Begräbnißtarif her:

In der Stadt

Erste Klasse	66 fl.	48 kr.
Zweyte —	37 —	6 —
Dritte —	8 —	56 —

In den Vorstädten

Erste Klasse	27 fl.	49 kr.
Zweyte —	20 —	57 —
Dritte —	7 —	16 —

Bey dieser Summe ist der Fuhrlohn für den Todtenwagen schon mit einbegriffen.

Es versteht sich von selbst, daß bey diesen höheren oder minderen Taxen, die von der Willkühr der bemittelten Sterbenden abhängen, mehr und minder Geläute und übriges Todtengepräng ist.

Die Viles animae der ganz Armen werden hier, so wie überall, ohne Sang und Klang zur Ruhe gebracht.

Es gereicht der Stadt Wien allerdings zur Ehre, daß sie beynahe die erste war, welche ihre Begräbnisse, ferne von den Lebendigen, auf das freye Feld hinaus verlegte. — Erst seit ein paar Jahren geschieht in andern berühmten Hauptstädten, was hier schon seit einem Vierteljahrhundert im Gange ist.

LXIII.

Die barmherzigen Brüder.

Ihr Stifter ist bekanntlich der heilige Johann von Gott (Johannes de Deo), ein Mann, der ganz andere Begriffe von frommen Stiftungen muß gehabt haben, als Bruno und Bouthilier de Rance, die Stifter der menschenscheuen Karthäuser und Trappisten.

Das Kloster und Spital der *hiesigen* barmherzigen Brüder liegt in der Leopoldstadt; es steht in Verbindung mit mehrern Klöstern dieses Ordens in Oestreich, Böhmen, Mähren, Ungarn und Steyermark, die allenthalben auch ihre Spitäler haben, und beym Schlusse jedes Jahrs eine allgemeine Liste der Kranken drucken lassen, die in ihre Pflege gekommen, und wieder hergestellt worden, oder den Weg alles Fleisches gegangen sind. Das hiesige Spital ist indessen das zahlreichste; die Aufnahme in demselben beträgt alljährlich ungefähr zwischen 700 und

800 Kranken, und die Sterblichkeit darin ist in der That geringe.

Es sind hier Plätze und Betten auf 114 Kranke vorhanden, worunter manche von eigenen Körperschaften und Gewerken für die Mitglieder derselben gestiftet sind, z. B. für Kaufmannsdiener, Bäcker, Fleischhacker u. s. w. die folglich den ersten Anspruch darauf haben. Uebrigens nehmen die Barmherzigen arme Kranke an, so lange Platz leer ist.

Auch sind sie in diesem Verstande wahre Kosmopoliten: jeder Leidende findet hier Aufnahme, weß Standes, welcher Nation und Religion er immer seyn mag. Der Portugiese und der Moldauer, der Sicilianer und der Schwede, der Afrikaner, der Asiate und der Amerikaner; der Anhänger des Papstes, Luthers, Kalvins, des Koran, des Zendavesta und des Konfucius, genießen gleichen Antheil an der Mildthätigkeit dieser Anstalt.

Maria Theresia, die an Großmuth für wohlthätige Institute unerschöpflich war, erbaute im Jahre 1753 zum Behuf des Spi-

tals der barmherzigen Brüder ein eigenes Reconvalescentenhaus, welches in der Vorstadt Landstraße, in einer erhöhten, sehr gesunden Gegend liegt, einen großen erquickenden Garten und andere gute Einrichtungen für Wiedergenesende hat. Viele derselben werden denn von Zeit zu Zeit hierher gebracht, um im Spitale selbst eher und mehr Platz für neu eintretende Kranke zu gewinnen.

Die Zahl der hiesigen barmherzigen Brüder beläuft sich ungefähr auf fünfzig. Unter diesen sind nur so viele Priester, als zum gemeinschaftlichen Gottesdienst, und zur geistlichen Besorgung der katholischen Kranken nöthig ist. Verlangt ein Protestant den Prediger seiner Konfession, so wird derselbige in das Kloster gerufen, und steht seinem Glaubensgenossen bey.

Die übrigen Ordensglieder sind Layen, alle mehr oder minder in der Arzeneykunde, Apothekerkunst, Wundarzeneykunde und Krankenwärterkunst geübt. In Betracht der Fertigkeit, welche sie in der letzteren besitzen, läßt man sie auch sehr oft zu besonders schwer

Kranken (für eine mäßige Erkenntlichkeit) in Privathäuser kommen.

Nebst den in ihrem Kloster Verpflegten, theilen die barmherzigen Brüder auch medicinischen Rath, Recepte und Arzeneyen an hausarme Kranke, besonders in ihrer Nachbarschaft, unentgeldlich aus.

Bey all dieser wohlthätigen Praxis kann man den ehrwürdigen Söhnen des heiligen Johann von Gott schon die Inschrift verzeihen, welche sie an dem Frontispitz ihres Klosters haben, und welche sowohl in Betreff ihres Inhalts, als in Rücksicht auf die seyn sollende Poesie etwas sonderbar lautet.

Hier ist sie:

Hic est Ordo approbatus,
In Charitate fundatus,
Non a Sanctis fabricatus,
Sed a Solo summo Deo.

Man sieht, daß das vierte atus mangelt, welches jedoch in der darunter stehenden deutschen Uebersetzung am Reim ergänzt ist.

Dieser wohlgebillgte Orden
Ist in Lieb gestiftet worden,
Nicht von einer heilgen Rott
Sondern von dem höchsten Gott.

LXIV.

Pujoulx und die deutschen Technologen.

Mit der Kunde fremder Länder und Völker sah es bey den Franzosen in der Regel, besonders aber bey den Parisern, die gewöhnlich nicht weiter vor ihre Schlagbäume hinaus kommen, als bis nach Versailles und nach Saint Denys, von jeher sehr kläglich aus. — Der Kanal, die Pirenäen, die Alpen, die Maas oder allenfalls der Rhein, umschlossen für sie die ganze, ihrer Aufmerksamkeit würdige Welt. Bey Gelegenheit des Revolutionskrieges kamen sie zwar (zum Unglück ihrer Nachbarn) weit genug über jene alten Gränzen ihrer Weltkunde; und manche

unſrer deutſchen Schriftſteller glaubten, daß von dieſer Zeit an die Franzoſen eine genauere Bekanntſchaft mit Deutſchland gemacht, und ſomit auch richtigere Begriffe von deutſcher Art, Kunſt und Wiſſenſchaft nach Hauſe gebracht hätten. —

Unſere Thaler, unſere Tänze *), und unſere Töchter, haben ſie im letzten Kriege allerdings gut kennen gelernt, und lieb gewonnen, das iſt richtig. Ob ſie ſich um viel mehr anderes ernſtlich bekümmert haben, darüber dürfte man nach verſchiedenen Anzeigen ſtarke Zweifel haben. — Wie genau man von den deutſchen Lehranſtalten in Paris unterrichtet ſey, kann uns unter andern folgendes Beyſpiel beweiſen.

Ein gewiſſer J. B. Pujoulx hat ein Buch gemacht, betitelt: „Paris am Ende des achtzehnten Jahrhunderts." Herr Pujoulx lebt in Paris, iſt ein Philoſoph, und ſein Buch iſt im Jahre 1801 gedruckt. In dieſem befindet ſich ein Kapitel, überſchrieben: „Un-

*) Beſonders den Walzer.

terricht in der Technologie.“ Hier erzählt uns Hr. Pujoulx, „daß im republikanischen Lyceum vor zwey Jahren (also im Jahr 1799) die ersten Vorlesungen über Technologie seyen gehalten worden; daß dieselben noch guten Fortgang haben, und daß er sich gar nicht wundere, daß besonders die Ausländer (les etrangers surtout) die größte Aufmerksamkeit auf diese Vorlesungen verwenden, und mit einem lebhaften Interesse die Entwickelung der Künste anhören, welche zum industriellen Reichthum der Staaten beytragen.“

Dieß möchte noch hingehen, obschon man über die ersten technologischen Vorlesungen im Jahre 1799, und über die étrangers surtout, welche nach Paris wallfahrten, um dort diese neue Wissenschaft zu holen, mit Fug und Recht hellauf lachen dürfte; aber nun höre man, was uns Hr. Pujoulx weiter Neues sagt.

„Man hat mich versichert, daß die Deutschen den Versuch gemacht haben, ebenfalls technologische Vorlesungen auf irgend

einer ihrer Universitäten einzuführen, daß man aber wegen der Schwierigkeit, sich gute Professoren zu verschaffen, auf den Wunsch habe Verzicht thun müssen, solche Professoren dort anzustellen *)."

Dieses findet auch Hr. Pujoulx ganz natürlich: „denn (fährt er fort) man begreift wohl, daß technologische Vorlesungen einiges Interesse nur in einem Lande haben können, wo der Professor und die Zuhörer die Künste und Gewerke, welche in der Technologie beschrieben werden, stets vor Augen haben können." — Atqui, hätte Hr. Pujoulx fortfahren mögen, diese Künste und Gewerke kann man nur in Paris vor Augen haben. — Ergo lassen sich nur in Paris technologische Vorlesungen halten.

Was ist auf eine solche Pariſische Faseley zu antworten? . . . Nichts als die trock-

*) On m'a assuré, que les Allemands avoient *tenté* d'introduire un cours semblable dans *quelqu'une* de leurs universités, mais que la difficulté de se procurer de *bons* professeurs avoit fait renoncer au desir de les y fixer.

ne Wahrheit! — Kund und zu wissen sey also dem unwissenden Hrn. Pujoulx, und denjenigen seiner Leser jenseits des Rheins, die eben so unwissend sind wie er, daß in Deutschland nicht auf irgend einer Universität der mißlungene Versuch ist gemacht worden, technologische Vorlesungen einzuführen, sondern daß beynahe auf allen deutschen Universitäten, — nicht erst seit fünf Jahren wie in Paris — sondern seit ungefähr einem Vierteljahrhundert technologische Vorlesungen gehalten werden. In Göttingen namentlich existirt der technologische Lehrstuhl schon über dreyßig Jahre; und die guten deutschen Professoren Beckmann und Jung haben die ersten systematischen Vorlesebücher über die Technologie geschrieben.

Der Professor des technologischen Kursus in Paris ist, wie uns Hr. Pujoulx berichtet, ein gewisser Hassenfratz, dem Namen nach zu urtheilen, ein Deutscher, der vielleicht Beckmanns oder Jungs Technologie mit sich dorthin gebracht hat, und daraus den

Pariſern ſeit 1799 — non audita prius vorliest.

In Wien werden an der Univerſität ſeit zwanzig Jahren technologiſche Vorleſungen gehalten. Der Profeſſor iſt der verdienſtvolle Jordan, ein *bon* Profeſſeur, der von ſeinem Fache nicht bloß auf dem Katheder ſpricht, ſondern ſeine Zuhörer auch gelegenheitlich in die Fabriken und Werkſtätte der Künſtler und Handwerker führt; der auch außer den eigentlich Studierenden alljährlich in den Sommermonaten noch für angehende Fabrikanten und Künſtler eigene technologiſche Vorleſungen giebt.

Digitized by Google

LXV.

Mädchenschulen.

Außer den Trivialschulen, welche sowohl in der Stadt selbst als auch in allen Vorstädten vorhanden sind, und worin den Mädchen der niedern Volksklassen gleicher Unterricht mit den Knaben ertheilt wird, welcher in der Religionslehre, im Lesen, Schreiben, und der einfachern Rechenkunst besteht, sind gegenwärtig noch drey eigene Mädchenschulen für die Töchter aus dem Bürgerstande und den übrigen mittleren Ständen.

Die eine ist die Mädchenschule bey den Ursulinernonnen in der Stadt, welche zwar schon seit sehr lange besteht, in der neueren Zeit aber die Verbesserung erhalten hat, daß sie in der Lehrart, in der Auswahl der Schulbücher u. s. w. der allgemeinen Schulendirection und Aufsicht untergeordnet worden ist.

Die beyden übrigen öffentlichen Mädchenschulen bestehen erst seit wenigen Jahren, ei-

he in der Stadt selbst, die andere in der Leopoldstadt. — Jede derselben hat zwey Oberlehrerinnen und zwey Unterlehrerinnen, welche in dem von Kaiser Joseph dem Zweyten gestifteten Mädchenpensionat *) gebildet, und hieher versetzt worden sind. Die Schülerinnen sind in zwey Klassen eingetheilt. Man lehrt darinnen Religion, Lesen, Schreiben, mit Orthographie und Kalligraphie, Rechenkunst und deutsche Sprachlehre, auch die gewöhnlichen Strickarbeiten. — Es werden alljährlich zwey öffentliche Prüfungen, im Beyseyn der Normalschulendirection, vorgenommen.

Die Lehrerinnen werden zwar vom Staate bezahlt, doch muß jede Schülerinn monatlich 30 kr. Schulgeld, und für den Winter 40 kr. Holzgeld entrichten.

---

*) Von der Entstehung und dem Zweck dieses Instituts, welches seit zwey Jahren aus der Stadt nach Herrnals versetzt worden ist, sehe man Skizze von Wien, IV. Heft. Kap. 103.

Nebst den gewöhnlichen Schulstunden wird Vormittag und Nachmittag noch eine sogenannte Nachstunde gegeben, und zwar für besondere Gegenstände, deren Besuch von der Willkühr jeder Schülerinn, oder vielmehr, ihrer Aeltern abhängt, und für welchen monatlich ein Gulden bezahlt wird. Eine dieser Nachstunden ist dem besonderen Unterricht in weiblicher Arbeit gewidmet, welche in allen Gattungen der feineren Strickereyen besteht: eine gute, recht brauchbare Sache. — Die zweyte Nachstunde ist .... sonderbar genug! .... für die französische Sprache. Ist dieß nicht ein Auswuchs von pädagogischem Luxus? ... da die bürgerlichen Mädchen, welche diese Schule besuchen, in der Regel doch einst zu Weibern für ehrliche Bäcker, Müller, Tischler, Schneider, Schlösser u. s. w. bestimmt sind, was sollen sie mit der französischen Sprache? — werden sie sich nicht für vornehmer halten als ihren schlichten östreichischen Ehegenossen, der kein Wort von der hochadelichen Sprache seiner Gemahlinn versteht? ..

Mich dünkt, unsere Mädchen aus dem Mittel- und Bürgerstande könnten noch viel nützlichere Dinge lernen als eine ausländische Sprache.

Außer diesen öffentlichen Mädchenschulen sind seit einigen Jahren mehrere derselben von verständigen und geübten Matronen mit Bewilligung der Landesregierung und mit Beystimmung der Schulendirection, errichtet worden. — Diese Anstalten sind eigentlich für Töchter aus den höheren Ständen, und darum giebt man hier auch mit Recht eine höhere und feinere Erziehung: die Mädchen lernen, über den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen, noch Musik, Tanzen, Zeichnen, Sticken, fremde Sprachen u. s. w. — Eines der bekannteren und gerühmteren Institute dieser Art ist die Schule der Madame Klement auf dem neuen Markt. Für Wohnung, Tisch und Unterricht bezahlt jedes Mädchen jährlich 370 fl. In der That ein geringer Preis. Auch melden sich hier immer mehr Schülerinnen, als Plätze leer sind, deren Zahl bis jetzt nur auf dreyßig

geht; darum nimmt die Erzieherinn auch Mädchen, die bloß zum Unterricht in die Schule kommen, ohne darin zu wohnen.

LXVI.

Uebersättigung des Publikums an Schauspielen.

„Brod und Schauspiele *)!" riefen schon die alten Römer, und um beydes schreyen noch bis auf den heutigen Tag die Bewohner aller großen Städte. Indessen ist einiger Unterschied zwischen den Schauspielen der Römer und den unsrigen; denn erstens hatte das hochachtbare Publikum des alten Roms seine Spectakel *gratis*, und zweytens hatte es mehr Abwechselung in denselben, denn man gab ihm Komödien, Fechterspiele, Kämpfe der Ringer, Thierkämpfe, Naumachieen u. s. w.

*) Panem et circenses.

Die öffentlichen Spectakel der neueren Zeit bestehen bekanntlich allenthalben bloß in den Spielen des Theaters (in Wien ist auch noch das Feuerwerk), und der Eintritt zu denselben muß mehr oder minder theuer bezahlt werden.

So allgemein nun das Geschrey nach Schauspielen ist, eben so schwer und stets schwerer wird es, den ungenügsamen Theaterbesuchern in Wien immer etwas aufzutischen, was ihnen behagt. . . . Für sie sind alle Charaktere, alle Intriguen, alle Situationen, alle Dekorationen und alle Talente erschöpft. Bey diesen übersättigten Zuschauern muß jede Theaterdirection zum *Impresario in angustie* werden; sie mag ersinnen was sie will, um ihre Spectakel anziehend zu machen: umsonst! man hat alles gesehen, alles gehört, und — gähnt.

Es stehen hier beynahe das ganze Jahr hindurch alltäglich fünf Theater offen, und wenn auch eines oder zwey derselben nur für eine gewisse Menschenklasse genießbar sind, so befriedigen doch immer drey den Mann von

Geschmack. Das vierte mag zur Abwechslung dann und wann mitgenommen werden, wie man auch in einer feinen Gesellschaft mitunter einen Schwank verschluckt. Das fünfte sey endlich für diejenigen, welche die Produkte desselben verdauen mögen und können.

Die beyden Hoftheater geben vier Gattungen von Schauspielen: deutsche recitirte Stücke aller Art, deutsche Oper, italiänische Oper, Ballet. — Das Theater an der Wien giebt deutsche recitirte Stücke, und Opern sowohl ernsthaften, als komischen Inhalts. — Das Marinellische Theater durchaus hoch- oder niedrigkomische, auch viel burleske Waare, recitirt oder gesungen, auch manchmal eine Pantomime. — Das Josephstädter Theater steht noch viele Stufen tiefer.

Bey allen dem ist das liebe Publikum von Wien nicht nur manchmal, sondern fast immer mit seinen Theatern unzufrieden. Wenn auch mitunter einige Schuld auf den Directionen haftet, so liegt sie doch mehr an den Wienern selbst: sie sind übersättiget; sie finden nichts mehr gut genug.

Cypriani wurde in London in Kupfer gestochen; hier fand man ihn sehr mittelmäßig, und vermißte ihn bey seinem Abgang gar nicht. — Von dem jetzt in Paris befindlichen Raffanelli sprachen noch die neuesten Journale, die französischen Miscellen, die Reisebeschreibungen mit Enthusiasmus; hier war man froh als er gieng. — Brizzi bezaubert jetzt mehrere deutsche Städte; hier war man schon ganz gleichgültig gegen ihn. — Die Sänger und Sängerinnen Schmalz, Krebs, Schüler, Willmann, Gley, Brückel ꝛc. spielen die ersten Rollen in Berlin, Stutgard, Kassel, Breslau, Petersburg; hier wollte man sie nicht mehr hören.

Wenn fremde Schauspieler hier Gastrollen spielen (ich nehme ein Paar derselben aus) wie wenig leisten sie meistens im Vergleich mit den hiesigen! — Wenn die hiesigen besseren Schauspieler in den Ferien auf fremden Bühnen auftreten: wie drängt man sich zu ihrem Spiel, wie ungern sieht man sie wieder abreisen! ... Und hier wo man sie

ganz hat, wie kalt ist man oft gegen ihre Verdienste!

Es geht dem hiesigen Theater-Publikum gerade wie den abgestumpften Schlemmern und Schwelgern, die Alles anekelt, denen nichts mehr pikant genug ist, deren erschlafften Gaumen auch die leckerhafteste Nahrung nicht mehr reitzen kann, und die bey vollen Schüsseln einschlummern.

Zwar, wenn man den öffentlichen Nachrichten trauen darf, so soll es an manchen Orten, z. B. in Berlin, noch ärger seyn. Man geht dort beynahe bloß in das Theater, um zu kritteln und die Nase zu rümpfen, sowohl über die Schauspiele als über die Schauspieler, da hier doch noch ein Theil des Publikums wirklichen Genuß daran findet.

Wer billig seyn will, sollte doch bedenken, daß der Schauspieler ein Künstler ist, und kein Handwerker, daß er unmöglich alle Tage gleich aufgelegt seyn kann, mit dem Geiste zu arbeiten, wie dieser mit dem Leibe.

Auch machen sich die guten Schauspiele,

die guten Opern-Kompositionen, die guten Ballete nicht zu Dutzenden und tagtäglich, wie Bänder und Strümpfe in einer Fabrike! — Ja, was noch das Aergste ist: selbst gute Spectakel, wenn sie nicht durchaus, von der ersten Scene bis zur letzten, vom ersten Bogenstrich bis zum letzten, vom ersten Tanz bis zum Schluß, voll Kraft, Neuheit, Reichthum, Abwechslung und Interesse sind, so halten sie in der Regel wenige Vorstellungen aus.

Es ist wahrlich ein Problem, wer bey dieser Lage der Sachen mehr zu beklagen sey, das Theater-Personale oder das Publikum.

LXVII.

Wünsche.

Man denkt nicht immer an Alles!... Dieser Kernspruch, der sich selbst bey der kleinsten Haushaltung so oft bewahrheitet, ist um so mehr bey der Haushaltung einer großen Stadt anwendbar, wo die Aufmerksamkeit der oberen Beamten mit so vielen wichtigen Dingen beschäftiget wird, daß sie an kleineren vorbeyschlüpft, die jedoch dem unbedeutenden Manne auffallen, und manchmal Wünsche zu ihrer Abstellung in ihm erregen.

Ich hätte einige solche Wünsche, die zur Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Vervollkommnung von Wien beytragen würden. Ob sie ausführbar seyen, das wird sich zeigen: wenigstens sey es mir erlaubt zu wünschen.

Ich wünschte, daß die Gassen der Stadt wiederum öfter geputzt würden, so wie es vor mehreren Jahren geschehen ist. — Durch die seltnere Reinigung häuft sich besonders auf den Plätzen, wo die vielen Fiacker-Pfer-

de den ganzen Tag stehen, der Pferdemist und Unrath aller Art zu sehr; der Wind trocknet ihn bald, führt in nach den benachbarten Gassen, und weht ihn den Gehenden auf eine unangenehme und gefährliche Art in die Augen.

* * *

Ich wünschte, daß die Gassenlaternen, besonders zur Winterszeit wieder um eine halbe Stunde früher angezündet würden. Die Beleuchtungskosten sind zwar dermalen theurer, da aber die Beleuchtung für Alle ist, und doch nur diejenigen Häuser Einen Gulden zu derselben bezahlen, an denen eine Laterne hängt, so lege man diese geringe Beleuchtungstaxe auf alle Häuser ohne Ausnahme, und die höhere Ausgabe ist ohne Beschwerde gedeckt.

* * *

Ich wünschte, daß den Fleischhackern befohlen würde, wenn sie mit ihren rasselnden Wagen in die Stadt fahren, die gräßlich

aussehenden blutenden rohen Fleisch- und Fett-Massen, die Rümpfe zerhackter Rinder, die abgehäuteten Kälber und Lämmer, womit diese Wagen bepackt und behängt sind, mit Matten oder Leintüchern zu überdecken, um uns diesen widerlichen Anblick zu ersparen.

* * *

Ich wünschte, daß die ungeheuer langen Kutscherpeitschen abgeschafft würden (wie es vor kurzem in Paris geschehen ist), und daß den Kutschern, Postillons und allen Fuhrleuten überhaupt inner den Linien alles Schnalzen (Klatschen) mit den Peitschen strenge verboten würde. Die Länge dieser Peitschen macht, daß die das Pferd verfehlenden, oder von demselben abglitschenden Hiebe den nächsten Fußgängern rechts und links zu Theil werden, denen sie Striemen über Nase und Wangen ziehen, auch wohl Augen und Ohren zerfleischen. — Die Bauernpursche, welche mit ihren leeren Wagen durch die Stadt fahren, haben vollends Peitschen, die mitten aus der Gasse bis an beyde Häuserreihen

reichen; sie schnalzen damit so lustig und unbefangen, als ob sie auf dem offenen leeren Felde wären, und jeder solcher Schnalzer droht uns ein oder alle beyde Augen zu kosten.

* * *

Ich wünschte, daß die Gassen der Stadt nicht immer und ewig mit Ständelweibern besetzt blieben, ja sogar mit neuen überladen werden. Nicht genug, daß die Gassen von Wien ohnehin schon bey weitem zu enge sind; daß sie durch Kutschen, Tragsessel, durch Kisten und Fässer vor den Kaufmannshäusern, durch die Vorsprünge an allen Handelsgewölben noch mehr verengert werden: man duldet überdieß, daß eine Heerde von entbehrlichen und lästigen Weibern allenthalben in den gangbarsten, gedrängtesten Straßen Ständchen und Tische nach Belieben hinpflanzt, und einen lumpigen Quark auskramt, der statt willkommen und bequem zu seyn, aller Welt im Wege steht. Man ist oft in der beynahe unausweichlichen Alternative, sich von einem Wagenpferd oder Trag-

sessel umstoßen zu lassen, oder ein solches Ständchen umzustoßen; im letzteren Falle hat man nebst einem Hagel von Schimpfwörtern noch die Ehre die mindeste Beschädigung des nichtsnützigen Krames sechsfach zu bezahlen. — Aber sagt man, diese alten Weiber wollen doch auch leben; es ist gut, bey denselben in jeder Straße Aepfel und Birnen, Kipfel und Schuhwichse, Pomade, Pantoffeln, Sackspiegel, Zopfbänder, blecherne Löffel, Fingerhüte, Zahnbürsten, Kinderklappern ꝛc. ꝛc. (denn dieß sind die wichtigen Artikel, um deren Willen sie die ganze Stadt belästigen dürfen) zu finden.... Wohl! sie sollen leben, sie sollen ihren Quark-Handel treiben: aber man weise sie auf freye Plätze hin, deren noch immer einige dazu taugliche vorhanden sind, und lasse sie nicht die Gassen verstellen, die zur Passage und nicht zu Marktplätzen bestimmt sind. Was helfen uns die schönen Trottoirs längs den Häusern hin, wenn ganze Strecken davon mit Trödel-Plunder überladen sind, der uns

zwingt, auf dem Pflaster zu gehen, das für die Pferde bestimmt ist!

* * *

Ich wünschte, daß an den Häusern in der Stadt allenthalben Dachrinnen angesetzt würden, weil man wegen der vielen Wagen in den engen Gassen beym Regenwetter gerade in der Traufe wandeln muß. — Es sind zwar schon vor mehrern Jahren durch einen obrigkeitlichen Befehl an den kleinen Dächern ober den Gewölben Rinnchen angebracht worden; allein das ist sehr unzulänglich, weil nicht alle Häuser solche Dächelchen haben, weil gerade ober dem Eingang des Hauses die große Dachtraufe freyes Spiel hat, und weil die besagten Rinnchen, auch wo sie vorhanden sind, nicht gehörig unterhalten und gereiniget werden.

* * *

Ich wünschte, daß mit practischer Strenge auf das heilsame Geboth gehalten würde, in keinem Falle verfaulte Limonien, verfaulte

Häringe, verfaultes und unreifes Obst zu verkaufen, wie es so häufig und öffentlich geschieht. — Ich habe oft ganze Häufchen von Kirschen, Zwetschken ꝛc. liegen gesehen, die alle ohne Ausnahme faul oder unreif waren; die schelmischen Verkäufer machen da freylich einen geringen Preis, und gerade dieser lockt Kinder und arme Leute an zu kaufen, die sich dann dadurch Fieber oder Ruhr holen. — Solche Giftwaare sollte von den Marktrichtern ohne weiters konfiscirt, und in das Wasser geworfen werden.

* * *

Ich wünschte, daß bey dem gegenwärtigen allgemeinen Mangel, bey der allgemeinen Theuerung und Verschlechterung des Weines, jedermann, der unverdorbenen gesunden Wein ausschenken will, die Freyheit gegeben würde, es auch im Kleinen zu thun. Da aller Wein an der Gränze oder an der Linie die gesetzmäßige Taxe bezahlt, so verliert der Staat nichts dadurch; und was die Einwendungen der hiesigen Wirthe betrifft,

Digitized by Google

auf diese ist bey gegenwärtigen Umständen gar nicht zu achten: es giebt keinen armen Wirth in der Stadt Wien; im Gegentheil, sie werden alle überreich. Ist es nicht eine bekannte Sache, daß die Wirthe Eßner, Pirrus, Marschall, Geringer, Luperger ꝛc. sich in wenigen Jahren hunderttausende erworben, dann ihre Wirthshäuser aufgegeben, und sich mit ihren Tonnen Goldes in Ruhe gesetzt haben, um wie große Herren von ihren Renten zu leben.

* * *

Ich hätte freylich der Wünsche noch mehr, aber sie mögen einsweilen in petto bleiben.

Die Wünsche eines Privatmannes über öffentliche Vorkehrungen sind zwar gewöhnlich nur Vox clamantis in deserto; indessen Muth gefaßt! . . . Ich habe einst laut gewünscht, daß die widerlichen Häuschen vor der Stephanskirche möchten abgerissen werden, und sie sind abgerissen worden; ich habe gewünscht, daß der Franciskanergarten und Kapuzinergarten mit Häu-

sern möchten bebaut werden, und es ist geschehen; nicht zwar meinem Vorschlag zu Liebe: so eitel bin ich nicht, mir dieses einzubilden; aber dieser oder jener Mann von Bedeutung ist vielleicht durch einen solchen Wunsch bewogen worden, die Sache in Ueberlegung zu nehmen, hat die Ausführung davon für die öffentliche Bequemlichkeit passend gefunden, und — consumatum est.

Laßt uns nicht jede Hoffnung aufgeben. Manche Dinge brauchen zuweilen nur einen kleinen Anstoß von außen zu erhalten, und sie kommen in wirksame Bewegung.

Digitized by Google

LXVIII.

Schrauberey.

Man hört in Wien sehr häufig die den Ausländern unverständlichen Ausdrücke: Foppperey und foppen. Dieß sind östreichische Provinzialismen, welche eben das bedeuten, was im besseren Deutsch die Wörte Schrauberey und schrauben, und das französische, aber in den feineren Gesellschaften schon seit lange mit dem deutschen Bürgerrechte beschenkte Wort Persiflage.

Was ist das Persiflage? Es ist eine unter dem betrügerischen Schleyer des Beyfalls angebrachte Spötterey *): ist also gerade das, was die Wienerische Foppperey ist. Beydes nun, sowohl das Wort als die Sache, war besonders in dem ehemaligen jovialischen, von Genuß und Wohlleben strotzenden Wien

*) Ein alter französischer Schöngeist hat das Persiflage definirt, es sey: die Zersetzung imposant scheinender Dinge auf ihren eigenthümlichen Werth.

allenthalben zu Hause, in der schmutzigen Bude des Schusters wie im seidenen Saale des Großhändlers. Diese beliebte Fopperey hatte ihre Altäre vorzüglich in den Wirthshäusern, Kaffehäusern, und wo immer lustige Brüder zusammen kamen.

Vor allen Dingen konnte kein großer Schmaus gefeyert werden ohne eine schwere Dosis von derben Foppereyen. Es gab eigene bekannte Menschen, die — wissentlich oder unwissentlich aber immer gutwillig — unaufhörlichen Spaß mit sich treiben ließen; ein solcher Mensch hieß in der traulichen Gesellschaftssprache ein animal foppabile; man riß sich darum, man lud ihn zu allen reichlichen Tafeln; er war da gleich einer geistigen Senfflasche, aus der selbst die stumpfsten Köpfe Stoff nahmen, um sich die Nase etwas zu kitzeln. — Konnte man auch einen recht kaustischen Fopper auftreiben, so setzte man ihn dem animal foppabile gegenüber, und dann war des Schraubens kein Ende, folglich der Spaß vollkommen.

Dieser Muthwille, mit dem schwachen

Kopf oder mit der schwachen Seite andrer seinen Spaß zu treiben, brachte denn von Zeit zu Zeit lustige Auftritte hervor .... Ein schlechter — und folglich um so mehr eingebildeter — Poet hatte bey einer öffentlichen, sehr festlichen Gelegenheit ein elendes Gedicht drucken lassen; er gieng alle Abende in ein bestimmtes Gasthaus, und sprach dort von seinem pindarischen Talent und von seinen Produkten mit Emphase. Einige Spaßvögel hatten dem Aufwärter einen Wink gegeben, und horchten mit anscheinender Bewunderung auf die Worte des Versifex: indessen verlangt einer eine Portion Käse; der Käse kömmt; wie aus Zerstreuung beguckt man das Papier, worein der Käse gewickelt war, und sieh da! es ist gerade das neueste Gedicht des anwesenden Poeten .... Man lächelt sich zu, man schüttelt die Köpfe; der Dichter nimmt noch keine Notiz davon — — Ein zweyter begehrt ebenfalls Käse; dieser kömmt in eben das Gedicht gewickelt; die nämliche poetische Käsehülle erscheint zum dritten, vierten, und fünften Mahl, und macht endlich

ein halb Dutzend voll. Endlich brechen alle auf den Dichter los: Bey allen neun Musen! welch ein schmähliches Schicksal hat ihr Gedicht betroffen? ist es denn bereits in die Gewürzläden gewandert, da all unser Käse darein gewickelt wird! — Wer das genus irritabile Vatum kennt, der stellt sich die Todtenblässe des Dichters vor. Er schwur, von nun an keinen Vers mehr zu machen, und war wirklich auf immer von der Metromanie geheilt . . . . Dießmal war die Schrauberey gut angebracht.

Es werden aber manchmal auch unbarmherzige Späße ausgeheckt, die üble Folgen haben. Ein Herr von R*** hatte die unüberwindliche Schwachheit, ganz und gar nichts von Doktoren, Krankheit und Sterben hören zu können. — Ein Unbekannter geht zu einem Medikus, und ersucht ihn, zu H. v. R. zu kommen, sagt ihm aber, obschon H. v. R. sehr krank sey, so habe er doch die Grille, es nicht seyn zu wollen, er werde höchlich dagegen protestiren, der Doktor soll sich jedoch dadurch nicht irre machen lassen, und

ihm beystehen. Der Sohn Aesculaps kömmt zu H. v. R., kondolirt, und bietet seinen Beystand an. — Die Ansicht eines Doktors, die Kondolenz, die Miene der Besorgtheit, machen den armen R. schon Farbe und Puls verändern; er versichert indessen sein Wohlbefinden, und protestirt gegen allen medicinischen Beystand. Der Doktor, seiner Instruction eingedenk, dringt in den vermeyntlichen Patienten, hascht nach seinem Puls, spricht von Gefahr. R. wehrt sich, geräth in Hitze, und will den Doktor über die Treppe werfen. — Tags darauf erscheint ein Geistlicher, um dem H. v. R. in seiner letzten Stunde beyzustehen, denn zu diesem Ende habe man ihn hierher kommen heißen. — Am dritten Tage kömmt vollends ein Tischler mit einem Todtensarge, pocht ungestüm an die Thüre, und schreyt recht laut, hier bringe er den bestellten Sarg für den verstorbenen R. — Dieses ganze Possenspiel war von einigen Schraubern angestellt: aber den H. v. R. griff besonders der Anblick des Sarges so heftig an, daß er beynahe im Ernste des

Doktors, des Geistlichen und des Sarges bedürft hätte.

Wer erinnert sich nicht noch des armen Schauspielers aus der Vorstadt, B**, den grausame und alberne Spaßmacher durch ihre ewigen Schraubereyen dahin gebracht haben, daß er mit Band und Stern von Goldpapier öffentlich herum gieng, und endlich im Narrenhause starb.

Die große Lust zur planmäßigen Schrauberey hat sich zwar unter Leuten von besserem Geschmack hier gänzlich verlohren; indessen thut die liebe Fopperey noch hie und da sowohl active als passive gute Dienste, und ist der Schlüssel zu manchen Häusern und Speisezimmern: wer bösen Witz und Hartherzigkeit genug besitzt, andere tüchtig zu schrauben; wer mit der gehörigen Dosis von Selbstverläugnung oder Geistesarmuth ausgesteuert ist, um sich recht viel schrauben zu lassen, ist noch bey manchem goldnen Kalbe und bey einer Legion von Halbköpfen ein willkommener Mann.

Scherz und Freude sind zwar die Würze

des Lebens; und die Tage an denen man nicht lacht, sind verlohrne Tage; aber unaufhörliche Schraubereyen machen Langweile und Eckel.

LXIX.

Die Porzellan-Fabrike.

Wer liebt nicht die Zierde unsrer Tafeln, das Porzellan? dieses niedliche Fabrikat, das an Reinlichkeit und geschmackvollem Ansehen selbst silberne und goldene Geschirre übertrifft, und denselben (als Tischgeräth betrachtet) nur in der Rücksicht nachstehen muß, weil es zerbrechlicher ist, und weil die Scherben davon keinen Werth mehr haben, wie die Scherben der goldnen und silbernen Gefäße.

Die Alchymie ist zwar an sich eine betrügliche und geldverschwenderische Phantasterey, aber sie hat doch manche unerwartete Ent-

deckung herbeygeführt; und wenn wir dem fleißigen Sammler über die Geschichte der Erfindungen, dem Professor Beckmann in Göttingen, trauen dürfen, so hat der Goldmacher-Tiegel auch zur Erfindung des Porzellans in Europa Anlaß gegeben. Hören wir den berühmten Technologen selbst hierüber sprechen:

„Das Porzellan sollen schon die alten Aegypter gemacht haben. Bey dem Chinesern und Japanern ist diese Kunst so alt, daß sie sich in der Thorheit ihrer ältesten Geschichte verliert. Die Portugiesen brachten das Porzellan zuerst als Waare nach Europa. — Unter den Europäern erfand ein Deutscher; Namens Böttticher, aus Schleitz im Voigtlande, die Kunst Porzellan zu machen. Er hatte in Berlin die Apothekerkunst gelernt, und war 1701 von dort nach Sachsen entwichen, weil er für einen Goldmacher ausgeschrieen wurde. In Sachsen ward er angehalten, die Bereitung des Pulvers zur Veredlung der Metalle, wovon er einen kleinen Vorrath von einem Unbekannten geerbt

haben sollte, zu erfinden, und in dieser Verlegenheit erfand er die Kunst Porzellan zu machen. Das erste wurde 1706 in Dresden verferriget, von brauner und rother Farbe; 1709 ward zuerst das weiße gemacht, und seit 1730 ganz allein. 1710 wurde die Fabrike auf dem Schlosse zu Meissen angelegt, und in der Ostermesse desselben Jahrs ward das Porzellan zum erstenmahl öffentlich verkauft. Diese deutsche Erfindung machte ganz Europa eifersüchtig: Holländer und Engländer ließen die Materialien aus China kommen, um daraus selbst Porzellan zu machen. Auch die Franzosen verschrieben von dorther Materialien, und brauchten Jesuiten zu Kundschaftern. Porzellan ist ein in Europa gemachter Name; die Schnecken, welche Cyprää heißen, werden von den Italiänern porcelle genannt, weil sie so in einander gewunden sind, wie sich die Kelleraſſel, porcelli oder porcelletti, zusammen zu winden pflegen. Nachher nannten sie die Töpferwaare, welche wegen ihrer Glasur den Porzellanschnecken gleicht; porcellana."

So Beckmann.

Der Hofagent Klaudius Pasquier, ein gebohrner Niederländer, legte im Jahre 1718 am ersten eine Porzellan-Fabrike in Wien an. Daß dieß nur ein schwacher Versuch war, ergiebt sich daraus, weil die Zahl sämmtlicher von ihm dabey gebrauchter Arbeitsleute nie über zwanzig Personen betrug. Auch hatte das ganze Unternehmen schlechten Fortgang: Pasquier gerieth dabey mehr und mehr in Schulden, und die ganze Anlage würde wieder zu Grunde gegangen seyn, wenn sie nicht die Kaiserinn Maria Theresia in der Folge an sich gekauft hätte, welches im J. 1744 geschah. Pasquier erhielt für das Haus, für die Arbeitsgeräthe und den geringen vorhandenen Waaren-Vorrath, 45000 Gulden und eine jährliche Leibrente von 1500 fl., und die Fabrike wurde von nun an auf Rechnung des Hofes betrieben.

Die beyden Kammer-Präsidenten Chotek und Hatzfeld, deren Departement die Porzellan-Fabrike seit dem geschehenen Ankauf untergeben war, beförderten vorzüglich das

Emporkommen derselben. Man kaufte allmählig mehr Häuser an, und schuf aus allen zusammen endlich das jetzige Fabrikgebäude in der Vorstadt Rossau, welches zwey Stockwerke hoch ist, fünf Höfe, und eine Peripherie von 240 Klaftern hat. — Man suchte in den erbländischen Provinzen selbst nach Erdarten, die zur Fabricirung des Porzellans geeignet sind, und fand solche Erde in Oestreich, Ungarn und Steyermark, läßt sie aber auch noch häufig aus dem Fürstenthume Passau kommen. — Man verschaffte sich durch Belohnungen, durch Reisen und Aufmunterungen aller Art geschickte Arbeiter und Künstler, besonders für die Modellirung und Malerey. — Somit ward die Fabrike auch eine der beträchtlichsten in Europa, und beschäftiget gegenwärtig nahe an 500 Arbeiter.

Man hat es in der Eleganz der Formen, der Zeichnung, der Malerey und der Vergoldung zu einem allerdings bewunderungswürdigen Grade von Vollkommenheit gebracht, und man raffinirt noch täglich, höher empor

zu steigen: man verfertigt Confect-Teller, wovon ein einziger 100 Fl. und darüber kostet. — Wie man in der Fabrike der Gobelins die schönsten Gemälde der Raphaele, Titiane ꝛc. auf Tapeten bringt: so trägt man in der Porzellan-Fabrike die niedlichsten Kabinetsstückchen an Gemälden oder Kupferstichen auf Tassen, Teller u. s. w.

Wer sich von der Schönheit der hiesigen Porzellan-Arbeiten überzeugen will, der besuche das große Magazin der Fabrike, welches täglich für jedermann offen steht, und worin sowohl die eben fertig gewordenen eigends bestellten Stücke, als die zum Verkauf für jedermann vorräthigen Artikel, wie auch manche besondere Schaustücke, in einer niedlichen Vertheilung aufgestellt sind.

Die größeren europäischen Porzellan-Fabriken zu Seve, Meissen, Berlin u. s. w. haben fast jede etwas Eigenes zur Anempfehlung ihrer Arbeiten anzuführen. Es bleibe jeder ihr Vorzug! ... Von dem hiesigen Porzellan behaupten Kenner, daß es vornehmlich

an Feuerfestigkeit, an Weiße und Malerey seine Konkurrenten übertreffe.

Die gewöhnlichen Artikel dieser Fabrike haben einen gesetzten Preis, der jedoch seit einiger Zeit merklich gestiegen ist: noch vor acht Jahren kostete ein einfacher Teller 24 Kreutzer, und eben dieser kostet jetzt 40 Kr. — Für besondere kostbare Stücke wird immer auch ein besonderer Preis bedungen.

Die Liebhaberey für das Porzellan ist allgemein geworden; es hat selbst aus allen Wirthshäusern das sonst dort meistens gewöhnliche Zinngeschirr verdrängt. — Aber seit einigen Jahren klagt man auch ziemlich allgemein über den Mangel an neuem Porzellan, besonders an dem zum alltäglichen Gebrauch nöthigen: man kann Monate lang in das Magazin gehen, ehe man das vorräthig findet, was man eben sucht; auch bestellte Arbeiten können nicht zeitig genug nach dem Wunsche der Liebhaber abgefertiget werden. Es bedarf jetzt einer besondern Solicitation und Begünstigung, um nach Qualität und Zeit das zu erhalten, dessen man

bedarf. Woran es liegen mag, daß die Fabrike dem allgemeinen Verbrauch nicht gehörig und schnell genug folgt, ist mir nicht bewußt.

LXX.

Niederlagen der Tischler, der Uhrmacher und Schlösser.

Dieß sind Anstalten der neueren Zeit: ein Beweis, daß der Raffinirungsgeist auch in die Wienerschen Professionisten zu fahren beginnt. — Erst vor wenigen Jahren haben sich einige Tischlermeister zusammengethan, und eine Niederlage hauptsächlich ihrer feineren Arbeiten errichtet, ohne jedoch die gewöhnlicheren Waaren ihrer Werkstätte davon auszuschließen.

Dieser Versuch muß vortheilhaft ausgefallen seyn, weil er sogleich nachgeahmt, und allmählig so allgemein geworden ist, daß nun

in der Stadt selbst wenigstens ein halbes Dutzend, und in den Vorstädten ebenfalls mehrere solche Niederlagen existiren, so daß vielleicht diese plötzliche und häufige Konkurrenz die Sache in einiger Zeit wieder fallen machen könnte; welches jedoch so lange nicht zu befürchten scheint, als der jetzige, im Ameublement herrschende Luxus dauert, wovon die größte Rubrik in Tischler-Arbeiten besteht, die wenigstens alle zwey Jahre gewechselt zu werden belieben.

Diese Niederlagen sind unstreitig eine sehr bequeme Sache. Statt bey zehn Tischlern herum zu laufen, bis man das verlangte Möbel gerade nach seinem Geschmack findet; statt es zu bestellen, ein halbes Jahr darauf zu warten, und es vielleicht dann noch mangelhaft zu erhalten, findet man in diesen Magazinen jetzt alles nur Erdenkliche aus diesem Fache, an Spieltischen, Schreibtischen, Arbeitstischchen der Weiber, an Kästen, Stühlen, Schatullen, Kanapes, Ofenschirmen, Lichtschirmen, Bettstellen, Parketten, Toiletten ꝛc. ꝛc.

Auch arbeiten die hiesigen Tischler (zu ihrer Ehre muß man es sagen) gegenwärtig so niedlich, so künstlich und vollendet, als in irgend einem Lande. Sie arbeiten eben so schön, und feiner als ihre Kollegen in England, deren Sachen manchmal etwas gar zu massiv, und beynahe plump ausfallen. Auch haben sie statt des theueren ausländischen Mahagony-Holzes inländische Holzarten in die Verarbeitung gebracht, denen nur Vorurtheil und Mode noch nicht den Rang einräumt, welchen sie verdienten, und denen sie eine Politur und einen Schliff geben, dessen Glanz die englischen Arbeiten nicht erreichen. Solche Holzarten sind die Rotheiben, der Nußbaum, der ungarische Flieder, das türkische Haselnußholz, und selbst die Eiche.

Freylich muß man von der anderen Seite gestehen, daß eben dieses schön geschliffene Holz gewöhnlich so gar fein, und fast pergamentartig dünne aufgelegt ist, daß es bey einem etwas stärkeren Grade von Wärme oder Kälte leicht abspringt, und daß sol-

che Möbeln sehr häufiger Reparaturen bedürfen, ein Umstand, dem vielleicht in der Folge durch neue Raffinirung noch abgeholfen wird.

Uebrigens haben diese Niederlagen auch außer Wien großen Absatz: alles was von feinerer Tischler-Arbeit in beyden Gallicien, in Ungarn, Kroatien, ja sogar in Siebenbürgen existirt, kommt von hier dahin; dieses Toiletchen, jenes Ruhebettchen in der Rossau verfertiget, macht zu Lande oder zu Wasser einen Weg von siebenzig Meilen, um in Lemberg oder in Hermanstadt seinen Platz einzunehmen.

Dem Beyspiele der Meister Tischler sind seitdem auch die Groß-Uhrmacher und die Schlössermeister gefolgt, wovon die ersteren jedoch nur Eine, und die anderen bis jetzt nur ein paar Niederlagen angelegt haben.

Die Niederlage der Uhrmacher giebt ihre Uhren ein ganzes Jahr lang auf die Probe, und nimmt sie wieder zurück, wenn sich binnen dieser Zeit ein Fehler daran zeigt. — Die Ansicht dieses Magazins ist ein neuer Beweis,

wie sehr sich der Geschmack unter den hiesigen Künstlern aller Art verbessert und verfeinert. Man sieht bey einer Menge von Uhren sehr sinnreiche, witzige, gefällige und pikante Gruppen, Bilder, Symbole und Verzierungen angebracht.

In den Niederlagen von Schlösser-Arbeiten findet man hunderterley Artikel, vom einfachsten Thürriegel an bis zu jenen allangebeteten Bundesladen der großen Welt, den eisernen Geldkassen, die so niedlich gearbeitet und verziert, mit so vielen und künstlichen Schlössern und Riegeln verwahrt sind, daß auch der entschlossendste Beutelschneider bey Ansicht derselben in Verzweiflung gerathen muß.

LXXI.

Jahrmärkte.

Nach meiner Ansicht der Dinge, die aber gar leicht irrig seyn kann, sind große Jahrmärkte eben nicht sehr vortheilhafte Anstalten für den Wohlstand eines Landes, noch gute Zeichen von der Industrie desselben; sie scheinen mir zu beweisen, daß die Waaren, welche dorthin geführt werden, entweder gar nicht, oder doch nicht zu allen Zeiten nach dem Bedarfs-Quantum vorhanden seyen .... Man betrachte die so gepriesenen großen Messen zu Leipzig und Frankfurt: die dortigen Eigenthümer von Häusern, von Wohnungen und Magazinen; die Schenkwirthe und Kaffewirthe, die Ballenbinder, Karrenschieber und Fuhrleute, gewinnen allerdings dabey: auch ein Troß von Gauklern, Spielleuten, gutwilligen Mädchen, von Possenreissern und Glücksrittern findet diese Messen ohne Zweifel sehr vortheilhaft.

Aber im Wesentlichen? da kommen hauptsäch-

lich die Universal-Monopolisten die Engländer mit ganzen Schiffsladungen von ihren Stahlwaaren, von Wollen- und Baumwollen-Gewebe, und von ihrem ostindischen und chinesischen Trödel; auch die kaum aus ihrer sansculottischen Nacktheit wieder hervorgegangenen Franzosen führen abermal all ihren theueren modischen Flitter und entbehrlichen Puppenkram auf die deutschen Messen: beyde Nationen, um dafür Millionen von Thalern wegzuschleppen, welche einige deutsche Provinzen, und dann vorzüglich die fabrik-armen Polen und Russen dahin schicken.

Indessen klagt man, daß auch jene weltberühmte Messen von Jahr zu Jahr schlechter werden, daß schon immer mehr Waaren als Käufer da sind .... desto besser! Es ist ein Zeichen, theils daß die Leute klüger werden, und ihr Geld nicht mehr so häufig an all den fremden Fitzlefanz hängen; theils daß andere Nationen sich dasjenige selbst zu fabriciren suchen, was wirkliches vernünftiges Bedürfniß ist.

Nach diesen Prämissen ist es mir nicht un-

lieb, sagen zu können, daß die beyden Jahrmärkte in Wien weiter nichts als eine sehr ärmliche Parodie jener großen Messen sind, und dieses vollends, seitdem der Kaiser Joseph den kräftigen Streich gethan hat, beynahe alle ausländischen Waaren zu verbieten.

Gegenwärtig kommen auf die hiesigen Märkte bloß Fabrikate aus den inländischen Provinzen: Eisenwaaren aus Tyrol und Steyermark, Glaswaaren und Leinwand aus Böhmen, mancherley Stoffe aus Inner- und Ober-Oestreich; auch dürfen die Fabrikanten während der Marktzeit im Kleinen verkaufen, die es sonst nur im Großen zu thun befugt sind. .... Die hiesigen Kaufleute haben die, fast möchte man sagen, lächerliche Gewohnheit angenommen, sich auf dem Hofe hölzerne Marktbuden aufschlagen zu lassen, um zweymal des Jahrs während vier Wochen dort gerade dasjenige zu verkaufen, was sie das ganze Jahr über in ihren Gewölben auf dem Kohlmarkt, Graben, in der Körnerstraße und Bischofgasse auch verhandeln; nur daß sie in der offenen Markthütte

alles besser zur Schau aushängen können, und weil ein altes Vorurtheil den Wienern glauben macht, auf dem Markte sey besser zu kaufen als zur übrigen Zeit. — Da spaziert dann die junge schöne Welt zwischen 12 und 2 Uhr Mittags truppweise unter diesen Buden herum, beguckt wechselweise sich selbst und die anlockenden Siebensachen, worunter (wie man sagt) hier und da ein Kontrebande-Stück figuriren soll.

Beynahe möchte man sagen, es lohne der Mühe nicht, zwey Monate des Jahrs den Hof, den Graben, die Freyung, den hohen Markt ꝛc. mit den hölzernen Buden und Ständchen zu überstellen; denn die Unbequemlichkeit, welche daraus für die allgemeine Passage entsteht, ist in der That größer als die Bequemlichkeit, welche uns diese unbedeutende Krämerey verschafft.

LXXII.

Neues Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen.

„Ein gutes Gesetz ist ein Stück vom Steine der Weisen" — sagt ein berühmter Mann, und er hat Recht. Man sieht aus dem stets fortdauernden Bestreben so vieler Staaten, ihre Gesetzbücher mehr und mehr zur Vollkommenheit zu bringen, alte durch neue zu ergänzen, zu ersetzen, aufzuhellen, wie wichtig und schwer es ist, in der Gesetzgebung das Non plus ultra zu erreichen.

Ohne der älteren, in Oestreich eingeführten Gesetzbücher hier zu erwähnen, bemerke ich nur, daß mit dem Jahre 1787 ein von Kaiser Joseph II. publicirtes „allgemeines Gesetz über Verbrechen und derselben Bestrafung" in Wirkung trat *). Obschon es den neueren Zeiten mehr angepaßt war als die

*) Im V. Hefte der Skizze von Wien ist ein Auszug davon sammt einigen Reflexionen darüber.

älteren Gesetzbücher, so fand man doch Unvollkommenheiten daran; und schon zu Anfang der Regierung des gegenwärtigen Monarchen wurde eine eigene Gesetzgebungs-Kommission niedergesetzt, welche den Entwurf zu einem neuen Gesetzbuch machen mußte. Der Penal-Kodex wurde am ersten in Arbeit genommen, weil seine Herstellung dringender war als die übrigen Zweige der Justizverfassung.

Gegen Ende des Jahrs 1803 erschien also das neue Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen. Mit dem 1. Januar 1804 trat es in die verbindende Wirksamkeit, und setzte dadurch in Rücksicht der darin enthaltenen Gegenstände alle ältere Gesetze, Rechte und Befreyungen außer Kraft.

Da für die Ausländer ein solches Gesetzbuch eine wichtige Urkunde über den sittlichen Zustand einer Nation ist, so muß eine gedrängte Uebersicht davon sein Blatt in der Schilderung des heutigen Wiens haben.

Der erste Theil handelt von Verbrechen,

Digitized by Google

Die Strafe der Verbrechen ist der Tod des Verbrechers, oder dessen Anhaltung im Kerker. Die Todesstrafe wird mit dem Strange vollzogen*). — Die Kerkerstrafe ist in drey Grade eingetheilt: Kerker ohne Zusatz; schwerer Kerker; schwerster Kerker. — Einfache Kerkerstrafe ist ohne Eisen; Wasser zum Getränk; Unterredung mit Niemanden. Im schweren Kerker Eisen an den Füßen; warme Speise, doch kein Fleisch; Bretter zum Lager. Im schwersten Kerker stets schwere Eisen an Händen und Füßen, außer der Zeit der Arbeit ein eiserner Ring um den Leib zum anschließen; nur alle zweyte Tage eine warme Speise, übrigens Wasser und Brod und Bretter zum Lager. — Die zeitige Kerkerstrafe hat zur kürzesten Dauer 6 Monate, zur längsten 20 Jahre; sie wird aber auch lebenslänglich. Mit derselben ist stets Arbeit ver-

*) Ehedem wurden zwar in Frankreich auch die Weiber gehangen; in Deutschland überhaupt aber und in Oestreich niemal. Von nun an sind sie also auch dem Strange unterworfen.

bunden. — Die Kerkerstrafe wird verschärft durch öffentliche Arbeit, (nur für Männer) auch Galeeren; durch Ausstellung auf der Schandbühne; durch Stockstreiche (für Männer) oder Ruthenstreiche (für Weiber und Jünglinge unter 19 Jahren) jedoch auf Einmal nie mehr als 50, und innerhalb den Mauern des Straforts; durch Fasten bey Wasser und Brod; durch Landesverweisung, nur für Ausländer. — Die Strafe des Todes, des schweren und schwersten Kerkers begreift auch in sich den Verlust des Ehrenranges, des Adels (jedoch nur persönlich) die Fähigkeit Kontrakte und Testamente zu machen (während der Strafzeit). Die Strafe ist immer nur persönlich. — Verbrechen von Inländern außer Landes, und von Ausländern im Lande begangen, werden nach diesen Gesetzen bestraft. — Hat ein Fremder im Auslande ein Verbrechen begangen, das auf die Verfassung, auf die öffentlichen Kreditspapiere oder auf das Münzwesen des Oestreichischen Staats Einfluß hat, so ist er gleich einem Eingebohrnen nach diesem Ge-

setzbuche zu behandeln. Für andere Verbrechen wird er an seinen Landesherrn ausgeliefert. — Die Strafe des Verbrechers benimmt niemandem sein Recht auf Genugthuung oder Entschädigung vom Verbrecher, dessen Vermögen oder Erben. Für Verbrechen werden erklärt: a) Hochverrath und andere die öffentliche Ruhe störende Handlungen. b) Aufstand und Aufruhr. c) Oeffentliche Gewaltthätigkeit. d) Rückkehr eines Verwiesenen. e) Mißbrauch der Amtsgewalt. f) Verfälschung der öffentlichen Kreditspapiere. g) Münz-Verfälschung. h) Religionsstörung. i) Nothzucht und andere Unzuchtsfälle. k) Mord und Todtschlag. l) Abtreibung der Leibesfrucht. m) Weglegung eines Kindes. n) Verwundung oder andere körperliche Verletzung. o) Zweykampf. p) Brandlegung. q) Diebstahl und Veruntreuungen. r) Raub. s) Betrug. t) Zweyfache Ehe. u) Verläumdung. x) Den Verbrechern geleisteter Vorschub.

Hochverrath (auch bloßer Versuch ohne Erfolg) wird mit dem Tode, dessen leichte

und gefahrlose und doch vorsetzlich unterlassene Hinderung mit lebenslänglichem schwersten Kerker bestraft. — Wer die Anzeige eines ihm bekannten Hochverräthers bedächtlich unterläßt, wird lebenslang mit schwerem Kerker bestraft, wofern nicht aus den Umständen erhellet, daß auch ohne Anzeige keine schädliche Folge mehr zu besorgen ist. — Wenn der Mitschuldige des Hochverraths die übrigen Hochverräther und ihre Plane zur Zeit, da sie noch geheim sind, und der Schade verhindert werden kann, entdeckt, so wird ihm gänzliche Straflosigkeit und Geheimhaltung zugesichert. — Aufhetzungen gegen die Regierungsform und Staatsverwaltung; öffentliche Lästerungen gegen die Person des Landesfürsten, sind Störung der öffentlichen Ruhe, und werden mit schwerem Kerker bestraft.

Aufstand und Aufruhr werden mit schwerem Kerker, und wenn Standrecht nöthig ist, mit dem Tode bestraft. — Oeffentliche Gewaltthätigkeit; Rückkehr eines Verwiesenen; Mißbrauch der Amtsgewalt, werden mit

mehr oder minder schwere und langwierige Kerker bestraft.

Verfälschung und Ausgabe der inländischen und ausländischen Bankozettel wird an dem Thäter und Mitschuldigen mit dem Tode bestraft; der Versuch, mit schwerem Kerker, eben so die Verfälschung in- und ausländischer Staatsobligationen.

Münzverfälschung; Religionsstörung; Nothzucht und andere Unzuchtsfälle, werden mit mehr oder minder schwerem und langwierigem Kerker bestraft.

Mord wird an dem Thäter, an dem allenfalsigen Besteller und an den Helfern mit dem Tode bestraft; ehelicher Kindermord mit lebenslänglichem schwersten Kerker; unehelicher mit schwerem zeitigen.

Abtreibung der Leibesfrucht; Weglegung eines Kindes: Zweykampf; sind an den Thätern und Gehülfen mit mehr oder minder schwerem und langwierigem Kerker zu bestrafen.

Brandlegung mit erschwerenden Umständen wird mit dem Tode bestraft, außer dem mit schwerer Kerkerstrafe.

Digitized by Google

Diebstahl und Veruntreuungen; Raub; Betrug; zweyfache Ehe; Verläumdung; Verbrechern geleisteter Vorschub, werden mit mehr oder minder schwerem und langwierigem Kerker bestraft.

Verbrechen und Strafe erlischt durch den Tod des Verbrechers, durch die ausgestandene Strafe, durch Erlassung derselben, durch Verjährung (unter gewissen Bedingungen) die aber bey verwirkter Todesstrafe nicht Statt hat.

Der zweyte Theil handelt von schweren Polizey-Uebertretungen.

Die strafbaren Handlungen der Kindheit bis zum vollendeten zehnten Jahre sind bloß der häuslichen Züchtigung überlassen; vom angehenden 11ten bis zum vollendeten 14ten Jahre werden Handlungen, die an sich zwar Verbrechen sind, wegen der Unmündigkeit des Thäters als schwere Polizey-Uebertretungen bestraft.

Die schweren Polizey-Uebertretungen werden bestraft a) um Geld; b) mit Verfall von Waaren, Feilschaften oder Geräthe

(welche beyde nicht dem Fiskus, sondern jedesmal dem Armenfonde in loco delicti zufallen); c) mit Verlust von Rechten und Befugnissen; d) mit Arrest (von 24 Stunden bis zu 6 Monaten, auch Hausarrest); e) mit körperlicher Züchtigung (nur bey dem Dienstgesinde, Handwerksgesellen und den untersten Volksklassen, mit Stock- und Ruthenstreichen, nie über 25 auf Einmal und nie öffentlich); f) mit Abschaffung aus einem Orte; g) aus einer Provinz; h) aus sämmtlichen Oestreichischen Staaten (nur Ausländer). — Der Arrest wird auch verschärft durch körperliche Züchtigung, durch Fasten, durch öffentliche Ausstellung, durch schwerere oder öffentliche Gemeinde-Arbeit.

Als schwere Polizey-Uebertretungen werden erklärt: Uebertretungen gegen die Sicherheit des gemeinschaftlichen Staatsbandes und den öffentlichen Ruhestand (durch Theilnahme an geheimen Gesellschaften, Auflauf, Verbreitung von Büchern und Kupferstichen gegen die Censursgesetze, Winkelbuchdruckereyen, Verleitung zur Auswanderung, Auf-

Digitized by Google

wieglung der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten); Uebertretungen gegen öffentliche Anstalten und Vorkehrungen zur gemeinschaftlichen Sicherheit, und gegen die Pflichten eines öffentlichen Amtes; gegen die Sicherheit einzelner Menschen an Leben, Gesundheit und Körper; gegen die Sicherheit des Eigenthums und Erwerbs; gegen die Sicherheit der Ehre und des guten Rufs; gegen die Sicherheit der Rechte. Uebertretungen endlich, welche die öffentliche Sittlichkeit verletzen.

* * *

Diesen positiven Gesetzen sind Vorschriften über das rechtliche Verfahren bey Verbrechen, über die Gefängnisse, über die Verhöre und den ganzen Untersuchungsprozeß, beygefügt, die in Rücksicht auf Klarheit, Vorsichtigkeit und Milde wahrhaftig musterhaft sind, und wenn einem Delinquenten bey der Inquisition irgend ein Nachtheil geschehen sollte, so ist dieß wahrlich weder die Schuld des Gesetzgebers noch des Gesetzes, sondern müßte bloß dem exequirenden Unterbeamten zu Last gelegt werden.

Digitized by Google

Als die Regierung diesen neuen Pönal-Kodex publiciren ließ, gab sie zugleich eine öffentliche Erklärung über die Motive, warum sie für mehrere Verbrechen die Todesstrafe wieder eingeführt habe. Diese väterliche Ansprache ist wahrhaft preiswürdig und verehrungswerth. Denn über das Recht, ja sogar über die Nothwendigkeit der Todesstrafe ist man jetzt wohl allgemein wieder einig: nur jede unnütze und empörende Grausamkeit in der Art derselben bleibe auf immer davon entfernt. —

Ueber die Unanwendbarkeit überspannter metaphysischer und philantropischer Theorien hat uns leider die neueste Zeitgeschichte eine grausame Lektion gegeben. Es hat sich nur zu klar erwiesen, daß die lieblichen Ideen gutmüthiger Spekulanten über eine stets fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts unhaltbare Träumereyen sind; daß die Schärfung der Verstandeskräfte im gemeinen Leben nicht auch nothwendig moralische Güte mit sich führt; daß der große Haufe der Menschen in alle Ewigkeit roher

Pöbel bleiben wird, taub gegen Vernunftgründe, fühllos gegen Ueberredung und Milde, und nur durch Zwang und Schärfe in einer leidlichen Ordnung zu halten; und daß es unter diesem rohen Haufen leider stets eine beträchtliche Zahl so durch und durch verdorbener und verhärteter Böſewichter giebt, die durch nichts zu beſſern und zu schrecken sind, als durch die Todesstrafe.

Hat nicht noch erst neuerlich selbst die in vielen Dingen so musterhafte preußische Regierung, der es doch an Festungen und Soldaten nicht fehlt, ein halbes Hundert verstockter Verbrecher sogar in die Bergwerke nach Nertschinsk abgegeben, weil sie dieselben (nach ihrem eigenen Geständniß) bey lebendigem Leibe nicht genugsam verwahren und unschädlich machen konnte!

LXXIII.

Consumtions-Tabelle vom J. 1804.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom 1. November 1803 bis zum letzten October 1804.

Ochsen	174205	St.
Kühe	1080	—
Kälber	62421	—
Schafe	53620	—
Lämmer	140868	—
Schweine	81314	—
Spanferkel	10285	—
Oesterreicher Wein	406808	Eim.
Ungarischer u. ausländ. Wein	36088	—
Bier	658410	—
Mehl (weißes)	418056	Zent.
Mehl (schwarzes)	330537	—
Gries	3120	—
Hülsenfrüchte	83845	Metz.
Weitzen und Korn	397465	—
Gerste	140736	—
Hafer	835596	—

Heu	19033 Fuhr.
Stroh	1533229 Bünd.
Unschlitt	37603 Zent.
Holz	287024 Klaft.
Steinkohlen	80332 Zent.
Brod	5341 —
Schmalz	1197 —

Wenn man diese Tabelle mit jener vom Jahre 1803 vergleicht, so hat Wien im letzten Jahre verzehrt:

Mehr

Schweine	14807 St.
Spanferkel	90 —
Ungarischen u. ausländ. Wein	6064 Eim.
Bier	302287 —
Mehl (weißes)	29132 Zent.
Hülsenfrüchte	44978 Metz.
Hafer	243757 —
Heu	2764 Fuhr.
Holz	129628 Klaf.
Unschlitt	1390 Zent.
Steinkohlen	9104 —
Schmalz	44 —

Digitized by Google

Weniger

Ochsen	15962 St.
Kühe	252 —
Kälber	2353 —
Schafe	13798 —
Lämmer	68837 —
Oesterreicher Wein . . .	119670 Eim.
Mehl (schwarzes) . . .	272872 Zent.
Gries	2661 —
Weitzen und Korn . . .	145618 Metz.
Gerste	175426 —
Stroh	995807 Bünd.
Brod	1308 Zent.

* * *

Die Zahl der verzehrten Ochsen, welche ehedem jährlich gewöhnlich zwischen 41000 und 44000 betrug, nun aber allmählig auf 80000, und im J. 1803 gar über 90000 Stücke gestiegen ist, bedarf folgender Erklärung: Wien zog seine Ochsen ehedem beynahe alle aus Ungarn; seit einigen Jahren aber haben die ungarischen Güterbesitzer für vortheilhafter geglaubt, die Schafzucht zu

vermehren, und die Mastung der Ochsen fallen zu lassen. Seit drey bis vier Jahren muß man also die größte Quantität dieser Thiere aus Polen, aus der Bukowina und der Moldau kommen lassen; die dortigen Ochsen sind schon von Natur kleiner und geringer, und bis sie die weite Reise nach Wien gemacht haben, werden sie so fleischlose Gerippe, daß sie sich zu den ungarischen Ochsen verhalten wie die mageren Kühe des träumenden Pharao zu den fetten: ihrer drey sind kaum Einen von der Ketschkemeter Haide werth.

Die Comsumtion des Biers und der ungarischen Weine hat sich so sehr vermehrt, weil der österreichische zu 24 Kreutzer die Maß gar nicht mehr zu trinken, der zu 36 Kr. schlechter ist als ehedem der zu 12 Kreutzer, und weil selbst dieser nicht mehr in hinlänglicher Quantität vorhanden ist.

Digitized by Google

LXXIV

Volks-Listen von Wien aus dem neunzehnten Jahrhundert.

1801.

Gestorben	15181.
Gebohren	11429.
Getraut (Paare) . .	2756.

1802.

Gestorben	14522.
Gebohren	12156.
Getraut (Paare) . .	2965.

1803.

Gestorben	14385.
Gebohren	12204.
Getraut (Paare) . .	2738.

1804.

Gestorben	14035.
Gebohren	11863.
Getraut (Paare) . .	2467.

Digitized by Google

* * *

In dem Zeitraum von 1781 bis 1784 war die Zahl der jährlich Verstorbenen zwischen 10564 und 12371. — Die Zahl der jährlich Gebohrnen zwischen 8271 und 8881. — Die Zahl der jährlich getrauten Paare zwischen 1805 und 2372.

In dem Zeitraum von 1791 bis 1794 war die Zahl der jährlich Verstorbenen zwischen 13097 und 15051. — Die Zahl der jährlich Gebohrnen zwischen 11022 und 11762. — Die Zahl der jährlich getrauten Paare zwischen 2146 und 2663.

Vor zwanzig Jahren war somit die Zahl der Geburten sowohl als der Sterbefälle jährlich ungefähr um 3000 geringer als jetzt. — Seit den letztern 14 Jahren aber ist zwar die Zahl der Geburten ziemlich gleich geblieben, die Zahl der Sterbefälle aber ist um etwas weniges gestiegen.

Einige auswärtige Gelehrte haben schon vor vielen Jahren, nach einer von ihnen angenommenen Theorie, in mancherley Schriften zu beweisen geglaubt, daß in Wien ver-

Digitized by Google

hältnißmäßig mehr Leute sterben, als in jeder anderen großen Stadt. Es ist der Mühe nicht werth, diesen gelehrten Herren viel nachzurechnen; indessen bleibt die Sache möglich. Zum verwundern dabey ist, daß trotz jener abschreckenden Todesberechnungen, die in ganz Deutschland und den angränzenden Ländern mit großer Sorgfalt sind verbreitet worden, doch das Zuströmen von Fremden hierher — ohne alle Rücksicht auf den ihnen drohenden frühzeitigen Tod — ganz und gar nicht ist gemindert worden. Im Gegentheil, seit den letzteren zehn Jahren hat die hiesige Polizey stets vollauf zu thun, um nur immer Ausländer von allen Weltgegenden her abzuhalten, damit sie nicht noch häufiger nach Wien kommen.

Inhalt.

XXXVIII. Zoologisch = mechanisch = physikalisches Kabinet . . . . Seite 181
XXXIX. Die Ausländer in Wien . . 189
XL. Kuhpocken 195
XLI. Revision der Aushängschilder und Aufschriften 203
XLII. Zweydeutige Höflichkeit . . . 208
XLIII. Millionairs 210
XLIV. Krida. — Bankerott. . . . 213
XLV. Haus-Officiers 218
XLVI. Der achtzehnte Junius . . 221
XLVII. Die Reichen 226
XLVIII. Betteley. — Arbeitshaus . . 230
XLIX. Luxus 236
L. Die Gänseweide 240
LI. Kunstliebhaberey 243
LII. Auslagen der Kaufleute . . . 248
LIII. Seltenheit der Namen Vater, Mutter, Gatte 252
LIV. Advokaten 254
LV. Der Kanal 258
LVI. Leichter Sinn 262
LVII. Fremde Sprachen 266
LVIII. Hofmeister. — Gouvernanten . 271
LIX. Schulgelder 277
LX. Der Theaterwagen 282
LXI. Das Zuchthaus 286
LXII. Der Todtenwagen 290

Digitized by Google

LXIII. Die barmherzigen Brüder. Seite 294
LXIV. Pujoulx und die deutschen Technologen 298
LXV. Mädchenschulen 304
LXVI. Uebersättigung des Publikums an Schauspielen 308
LXVII. Wünsche 314
LXVIII. Schrauberey 323
LXIX. Die Porzellan-Fabrike . . . 329
LXX. Niederlagen der Tischler, Uhrmacher, und Schlösser 336
LXXI. Jahrmärkte 341
LXXII. Neues Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen . 346
LXXIII. Consumtions-Tabelle vom J. 1804. 357
LXXIV. Volks-Listen von Wien aus dem neunzehnten Jahrhundert 361

Digitized by Google

Verlagsbücher bey J. V. Degen.

Pezzl, J., Skizze von Wien, unter der Regierung Joseph II. Vierte Auflage, zwey Theile in Taschenformat. Wien, 1803. Auf Schreibpap. 2 fl. Auf Druckpapier 1 fl. 30 kr.

— — — Neue Skizze von Wien. Erstes Heft. 8. Wien, 1805. Geheftet 45 kr.

— — — Charakteristik Josephs II., eine historisch-biographische Skizze, dritte verbess. Auflage, mit Porträt. 8. Wien, 1803. Auf Schreibpapier 1 fl. 30 kr. Auf Druckpap. 1 fl.

— — — Geschichte Papst Pius VI. mit Porträt. 12. Wien, 1799. 1 fl.

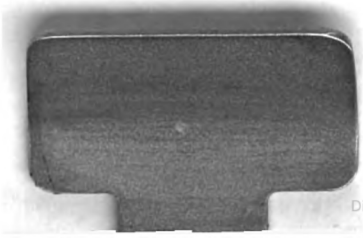
— — — Beschreibung und Grundriß der Haupt- und Residenzstadt Wien, mit einer kurzen Geschichte, in Taschenformat. 1802. Auf Schreibpapier 4 fl. Auf Druckpapier 3 fl.

— — — Description et Plan de la Ville de Vienne. Format de poche. 1802. Sur papier fin collé. 4 fl. Sur papier ordin. 3 fl.

— — — Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde, ein satyrisch-komischer Roman. 2 Thle. mit Kupf. 8. Wien, 1800-1802. Auf Schreibpapier. 5 fl. Auf Druckpap. 2 fl. 30 kr.

Hutt Lustspiele. Erstes Bändch. In 8. Wien, 1805. Auf Velinpapier 4 fl. auf Druckpapier 1 fl. 15. kr.

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google